



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Lessings sämtliche Werke**

in 20 Bänden

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters [u.a.]

**Lessing, Gotthold Ephraim**

**Stuttgart, [1883?]**

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65142](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65142)

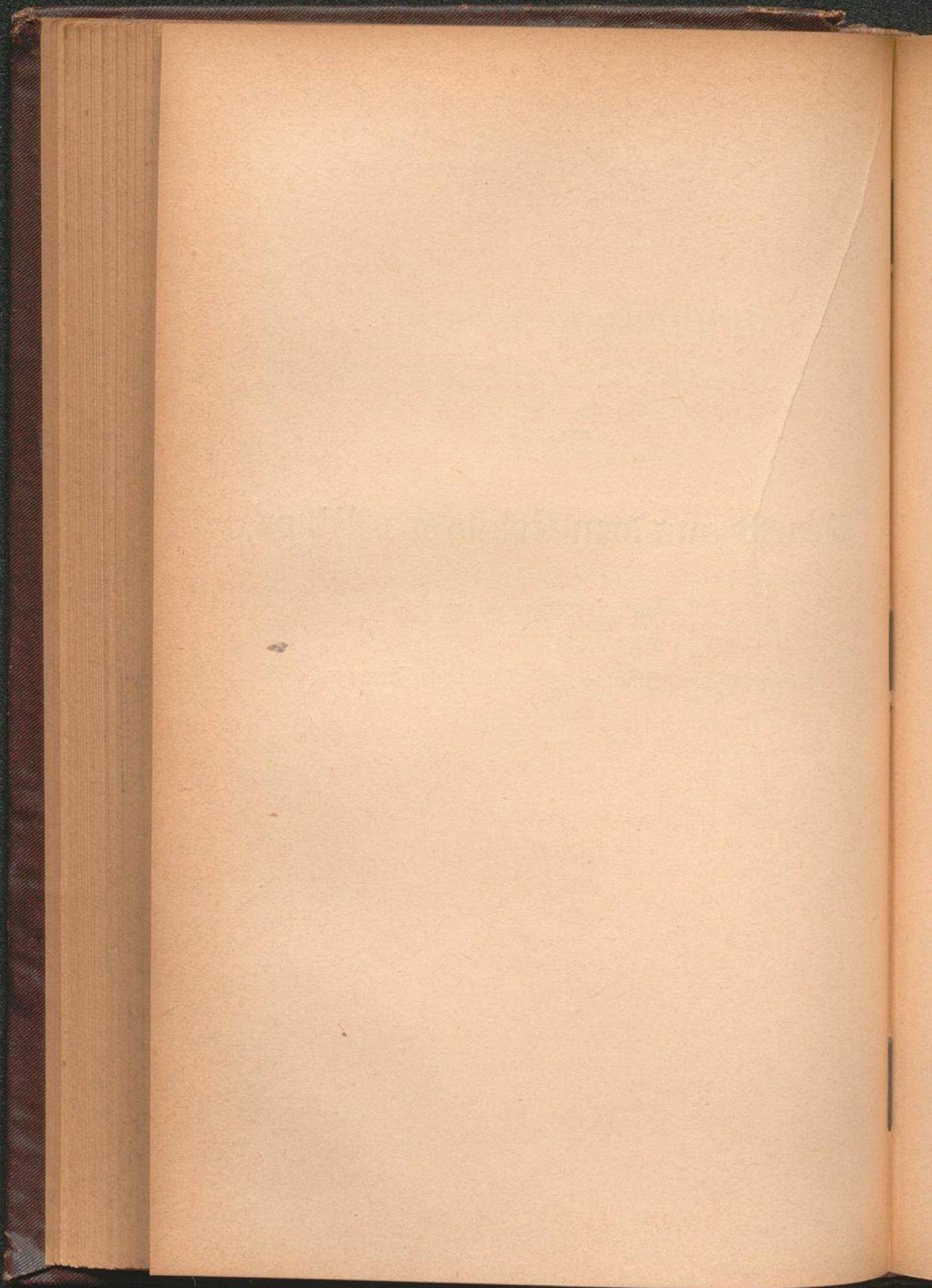
Das

Neueste aus dem Reiche des Wikes,

als eine Beilage zu den

Berlinischen Staats- und Gelehrten-Zeitungen.

1751.



## Monat April 1751.

Dem Neuesten aus dem Reiche des Wizes soll dieses monatliche Blatt gewidmet sein. Ein Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigstens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrißt uns, daß wir sie so nennen sollen, welche die Wissenschaften längst in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte. Auf's höchste haben sie es in die äußerste Ecke derselben verwiesen und unbekannte Länder darauf geschrieben, weil sie ihnen nicht eher zu Gesichte kommen, als wenn sie von einem unglücklichen Sturme dahin verschlagen werden und an ihren felsigten Ufern schimpflich scheitern. Diesen Herren also würden wir sehr unverständlich sein, wann wir ihnen von seinem Umfange und seinen Grenzen vieles vorsagten; die andern aber, für die wir eigentlich schreiben, würden wir durch diese unnötige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge ästhetischer an einander hangender Grillen fein dunkel, aber doch nach der Mode ein zureichendes Ansehen der Gründlichkeit geben; allein was würde es helfen? Die genaueste Erklärung des Wizes muß einem, der keinen hat, ebenso unbegreiflich sein, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. Glaubt dieser, daß die verschiedene Brechung verschiedner Sonnenstrahlen ohngefähr etwas sei, welches dem Schalle verschiedner Instrumente gleichkomme, so wird jener gewiß glauben, daß die Fertigkeit, die Uebereinstimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Teil der Rechenkunst sein müsse. Ist er furchtsam, so stellte er sich wohl gar ein Stücke von der Algebra darunter vor. Genug, wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste das Reich des Wizes ausmachen.

Diese sind es, welche der menschlichen Gesellschaft Annehmlichkeiten mitteilen, ohne die sie nichts als die unerträglichste Sklaverei sein würde. Sie machen den Menschen empfindlich und entkleiden ihn von der Rauigkeit, welche ihm die weiseste Natur mit Bedacht gab, damit er sich selbst durch

ihre mühsame Ablegung einen Teil seines Vorzuges für unedlere Tiere zu danken haben möge. Zeigen die ernsthaften Wissenschaften, welche man im engern Verstande die Gelehrsamkeit nennet, von nichts als von dem Glende und Verderben der Menschen, von der Mühseligkeit ihres Lebens, diese beweinenwürdigen Stützen der Gesellschaft, so sind es allein die schönen Wissenschaften, welche durch bezaubernde Reize die ursprüngliche Empfindung der Freiheit in uns ersticken und unsre schimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeit, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geschmack, alle untrügliche Kennzeichen gesitteter Völker sind ihre Früchte. Sie sind die Erfinderinnen von tausend Bequemlichkeiten, Ergötzungen und eingebildeten Notwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerschüttert zu erhalten wissen. . . . Auch die Tugend wird durch sie menschlicher, und die großen Thaten, welche bei Barbaren fest eingeprägte Vorurteile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fließen bei gesitteten Völkern aus viel reinern Quellen.

Aller dieser prächtigen Lobsprüche ohngeachtet wollen wir dem Leser einen Mann bekannt machen, welcher die Wissenschaften überhaupt und besonders die schönen Wissenschaften nebst den freien Künsten auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieses ist der Verfasser derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bei der Akademie zu Dijon den Preis erhalten hat. \*) Sie betrifft die vorgelegte Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten etwas beigetragen habe. Man wird schwerlich vorausgesehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher diese Frage mit Nein beantwortet. Unterdessen ist es geschehen; und Herr Rousseau, welches der Name des Verfassers ist, hat so erhabene Gesinnungen mit einer so männlichen Beredsamkeit zu verbinden gewußt, daß seine Rede ein Meisterstück sein würde, wenn sie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir teilen einen umständlichen Auszug derselben um soviel lieber mit, je weniger sie noch bis jezo in Deutschland bekannt worden ist.

Er hat sie in zwei Teile geteilt. In dem erstern zeigt er durch unverwerfliche Beispiele der Geschichte, daß die Ver-

\*) Der Titel ist: Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon; en l'année 1750 sur cette question proposée par la même Académie: si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs. Par Mr. Rousseau, Citoyen de Genève.

derbung der Sitten und der aus ihr fließende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften sei verbunden gewesen. In dem andern beweiset er aus den Gegenständen und den Wirkungen der Künste und Wissenschaften selbst, daß sie notwendig diese Folgen nach sich ziehen müssen.

„Europa,“ sagt er, „war in die Barbarei der ersten Zeiten zurückgefallen. Die Völker dieses jetzt so erleuchteten Welttheils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender als die Unwissenheit war. Ich weiß nicht, welche scientifiche Wäscherei hatte sich den Namen der Wissenschaft angemacht und setzte ihrer Zurückkunft ein beinahe unüberwindliches Hindernis entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nötig, den Menschen wieder zu ihrem gesunden Verstande zu verhelfen: und endlich kam sie von der Seite, von welcher man sie am wenigsten erwartet hatte. Der dumme Muselman, die ewige Geißel der Gelehrsamkeit, war es, welche sie uns wieder herstellte. Der Umsturz des orientalischen Thrones brachte die Ueberbleibsel des alten Griechenlands nach Italien. Bald drauf bereicherte sich auch Frankreich von dieser kostbaren Beute. Auf die freien Künste folgten endlich die Wissenschaften, und die Kunst, zu denken, verband sich mit der Kunst, zu reden; eine Stufensteigung, welche seltsam scheint, gleichwohl natürlich ist. Man fing an, den vornehmsten Vorteil des Umganges mit den Musen zu empfinden; nämlich diesen, daß er die Menschen gesellschaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde, einander durch ihres gemeinschaftlichen Beifalls würdige Werke zu gefallen, einflößt. . . Ihr ward man die Anmut der Gemütsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünschenswert macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, schuldig. . . Ehe die Kunst unser Betragen gebildet und die Leidenschaften eine erborgte Sprache gelehrt hatten, waren unsre Sitten häuriß, aber natürlich. Der Unterscheid der Aufführung verriet sogleich den Unterscheid der Gemütsarten. Die menschliche Natur war deswegen nicht besser; die Leichtigkeit aber, einander zu erforschen, ersparte den Menschen unzählige Laster. Jetzt, da ein feinerer Geschmack die Kunst, zu gefallen, in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine schimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; stets regiert uns die Wohlstandigkeit; ohn Unterlaß folget man

den Gebräuchen und niemals seinen eignen Empfindungen. Kein Mensch weiß mehr, mit wem er zu thun hat. . . Welche Begleitung von Lastern hat diese Ungewißheit bei sich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltfinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verrätherei; und alle verstecken sich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchsten durch Schwüre, aber man spricht ihm Hohn durch lästerliche Meinungen, ohne daß unser Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr seine eignen Verdienste, man verkleinert aber die fremden. Man beschimpft seinen Feind nicht gröblich, sondern man verleumdete ihn mit Kunst. Der Nationalhaß erlöschet, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwissenheit ist eine gefährliche Zweifel sucht gekommen. Man erkennt gewisse Ausschweifungen für schimpflich, gewisse Laster für entehrend, andre aber zieret man mit dem Namen der Tugenden. Man muß sie haben, oder man muß sich wenigstens stellen, als ob man sie habe. . . . Auf die Art sind wir gesittete Völker geworden, und größtentheils haben wir den Wissenschaften und Künsten diese heilsame Veränderung zu danken. . . . Je stärker sich ihr Licht an unserm Horizonte ausgebreitet, je weiter ist die Tugend von uns geflohen; und eben diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. . . . Aegypten war die Mutter der Weltweisheit und der freien Künste geworden, und bald drauf ward sie ein Raub des Kambyzes, der Griechen, der Römer, der Araber und endlich der Türken. . . . Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrsamkeit am stolzesten sein konnte, mußte es sich in das macedonische Joch schmiegen. . . . Rom, das von Hirten erbaute und durch Ackerleute berühmt gemachte Rom, fing schon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach den Zeiten eines Ovids, eines Catulls, eines Martials aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker und ein Raub der Barbaren. . . . In Asien ist ein Land, wo man durch die gepriesenen Wissenschaften zu den erhabensten Aemtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht, keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joch des unwissenden Tatars nicht befreien können. . . . Die Perser, ein besonders Volk, bei welchem man die Tugend lernte, wie man bei uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten Deutschen sind die Beweise des Gegenteils. Alle

die lebten ohne Wissenschaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. . . . Sparta selbst, im Schoße Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man sein könne, ohne gelehrt zu sein; wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften bestehe. . . . O Fabricius, was würde deine große Seele gedacht haben, wenn du, zu deinem Unglücke, wieder aufgestanden wärest und die blendende Pracht des durch deinen Arm erretteten Roms, welches dein Name mehr als alle seine Eroberungen berühmt machte, gesehen hättest! „Götter!“ würdest du gesagt haben, „wo sind die strohern Hütten, worunter ehemals Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche verderbliche Pracht hat mit der römischen Einfalt abgewechselt? Was ist das für eine fremde Sprache? Was sind das für weibische Sitten? Was bedeuten diese Bildsäulen? diese Gemälde? diese Gebäude? Unsinnige! was habt ihr gethan? Ihr, ihr Herren der Welt, ihr habt euch zu Sklaven nichtiger, von euch überwundener Leute gemacht. Rhetors sind es, die euch beherrschen? Habt ihr deswegen Asien und Griechenland mit eurem Blute besudelt, um Baumeister, Maler und Bildhauer reich zu machen? Wird der Raub Karthagens einem Flötenspieler preisgegeben? Auf, ihr Römer! reißet eure Schaupläze ungesäumt nieder, zerschmettert diese Marmor, verbrennet diese Bilder, verjaget diese Sklaven, welche euch unter dem Joche halten und deren unselige Künste euch verderben! Laßt fremde Hände durch eitle Geschicklichkeiten berühmt werden; die einzige den Römern anständige Geschicklichkeit ist, die Welt zu überwinden und die Tugend daselbst herrschen zu lassen. Als Cineas unsern Rat für eine Versammlung von Königen hielt, so ward er weder von eiteler Pomp noch von ausgesuchter Zierlichkeit verblindet. Er hörte nichts daselbst von der kindischen Beredsamkeit, nichts von den leeren Künsten dieser nichtigen Leute. Was schien denn nun also dem Cineas so majestätisch? O ihr Bürger! ein Anblick rührte ihn, welchen euch nimmermehr weder eure Reichtümer, noch eure Künste verschaffen werden, der schönste Anblick, welcher jemals unter der Sonne gewesen ist: die Versammlung von zweihundert tugendhaften Männern, welche alle in Rom zu befehlen und die Welt zu beherrschen verdienten. . . .“

„Seht,“ fährt der Verfasser fort, „so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmütigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu entreißen, gewesen. Sie hatte uns

zu nichts weniger als zu eiteln Untersuchungen bestimmt. Lernet einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat, so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter sein, wann sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt geboren zu werden."

Er kömmt hierauf zu dem zweiten Teile und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendfache Gefahr, in Irrtümer zu verfallen, verbunden sei. Er beweiset ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher sind. Hierunter rechnet er den Verlust der Zeit. „Nichts Gutes thun," sagt er, „heißt Böses thun. Ihr nun, ihr stolzen Weltweisen, die ihr uns die Geheimnisse des Himmels verraten und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet: wann ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregieret, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt sein? Doch, was ist der Verlust der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künsten und Wissenschaften folgen? Das größte ist die Verschwendung. Man behauptet, in dieser bestehe die Blüte des Staats. Ein Paradoxon, welches sich nur zu unsern Zeiten hat können denken lassen. So sind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nötig? Ist es besser, daß ein Reich glänzend und augenblicklich oder daß es tugendhaft und beständig ist? Mit Gelde kann man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verschwendung nach sich zieht, ist die Verderbung des Geschmacks . . . Sage uns, berühmter Arouet, wieviel männliche und starke Schönheiten hast du unsrer falschen Zärtlichkeit aufopfern müssen; und wieviel Großes hat ihm der buhlende Geist zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten so fruchtbar ist, gekostet? . . . Doch verderblichern Uebeln weichen kleinere Schaden. Indessen da sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste steigen und die Verschwendung überhand nimmt, wird der wahre Mut entkräftet, und die kriegerischen Tugenden verschwinden. Die Geschichte bestärkt es durchgängig. Die Erhebung des Hauses Medicis und die Wiederherstellung der Künste verlöschte von neuem, und vielleicht auf ewig, den kriegerischen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben schien . . . Nicht

allein den martialischen, sondern auch den sittlichen Vollkommenheiten sind die Wissenschaften nachtheilig. Man sieht überall unermessliche Stiftungen, wo die Jugend alles mit großen Unkosten lernt, nur ihre Pflicht nicht. . . Unsre Gärten sind mit Bildsäulen und unsre Galerien mit Bildern ausgeziert. Und was stellen sie vor? Die Verteidiger des Vaterlands? oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausschweifungen des Herzens und der Vernunft sind es, sowie man sie sorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern noch eher, als sie lesen können, Muster von sträflichen Handlungen vor Augen gestellet würden. . . Die Geschicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der schöne Kopf erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt im Dunkeln. Es gibt hundert Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen. . . Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler, Maler; nur Bürger haben wir nicht. . . Was enthalten denn die Schriften der bekanntesten Philosophen? Welches sind denn die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Wenn man sie hört, sollte man sie für einen Haufen Marktschreier halten, wovon jeder auf öffentlichen Plätze ruft: „Kommt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht betrogen“ . . . Was für ungeheure Schriften haben unsre Zeiten ausgeheckt! Die Buchdruckerkunst wird sie als unwidersprechliche Beweise unsres Verderbens auf die Nachwelt bringen, und unsre vielleicht gewizigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel strecken und beten: „Allmächtiger Gott! der du alle Geister in deiner Hand trägst, befreie uns von den Einsichten und den verderblichen Künsten unsrer Väter und schenke uns wieder Unwissenheit, Unschuld und Armut, die einzigen Güter, welche unser Glück befördern und vor dir angenehm sind“ . . . Was soll man von denen sagen, welche die Thüren zu dem Heiligtume der Gelehrsamkeit erbrochen und den Pöbel hereingelassen haben? Wie viele sind durch sie zu den Wissenschaften verführt worden, welche sich auf Künste, die der Gesellschaft heilsamer sind, würden gelegt haben. Nur diejenigen sollte man dazu lassen, welche was Außerordentliches zu leisten imstande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hoffnung zu hoch sein. Große Gelegenheiten machen große Geister. . . . D Tugend!“ schließt er endlich; „erhabne Wissenschaft einfältiger

Seelen, soviel Mühe, soviel Anstalten sind nötig, dich zu kennen? Sind deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? Ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wann die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben, zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterscheid zu machen, welchen man ehemals zwischen zwei großen Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln."

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurteile das Wort redet, auch sogar alsdann, wann er zu weit geht. Wir könnten Verschiednes einwenden. Wir könnten sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und solange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachstums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zieraten oder ohne Kunst und Zieraten gebauet sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? . . . Ferner könnten wir sagen: wann die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben. Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns untereinander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachteilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst

deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Beide können der Tugend dienen. Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind.

Wie glücklich wäre übrigens Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte! Welcher Damm wird die Laster, die bei ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berühmtester Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben und unter lockenden Bildern die schimpfliche Wollust in das Herz flößen, sind bei ihnen unzählbar. Eine philosophierende Therese wird die Predigerin der Unzucht, und ein unseliger Grabstichel hilft der Einbildungskraft derjenigen nach, welche ohne seine Schilderungen das Aergernis nur halb treffen würde. Man sagt, daß der Marquis d'A\*\*\*\*) Verfasser dieses ebenso unwitzig als ekel geschriebnen Buchs sei. Wir zweifeln aber. Der Urheber der Jüdischen Briefe hat sich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Therese verrät allzu sehr die Schule eines unsinnigen Demetrius. Was ist sie anders als ein Frauenzimmer, welches seine Grundsätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfasser mehr gebraucht, sie zu schreiben, als eine Stirne, welche zur Scham zu eifern ist? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen seinen Schriften stolz thut. Bei dieser Gelegenheit können wir den Lesern sagen, daß sich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlassen hat, bei dem Fürsten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber desto gefährlicher ist? Wenn man der Wollust ihre größte Würze, das Geheimnisvolle, entzieht, so wird sie weit weniger verführen, als wann ein leichter Witz einen dünnen Nebel über sie bläset, durch welchen man nur das Ganze und nie alle Teile gewahr werden kann. Von dieser Art ist ein kleiner Roman, unter dem Titel: \*\*) Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis. Er kömmt aus dem Schoße Frankreichs, ob uns

\*) Marquis d'Argens.

\*\*) Les vrais plaisirs ou les amours de Venus et d'Adonis; à Amsterdam chez Mortimier Libraire 1750, in Oktav auf 78 Seiten.

gleich die Aufschrift Staub in die Augen streuet. Es ist eigentlich eine Nachahmung des achten Gesangs des italienischen Gedichts Adonis von dem Marino. Der Franzose aber hat dem Inhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale sucht. Er hat auch einige von seinen eignen Ideen eingeschaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, diese zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am meisten rot wird. Wir können nicht leugnen, daß Schönheiten darinne verschwendet sind, welchen wir einen würdigern Gegenstand wünschen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden und ihren Erfindungen einige neue beizufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinstimmen; die Kunst, zu verhüllen und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verraten keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend so reizend zu schildern, als man jezo das Laster malt?

Durch welches Verhängnis geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs von dieser Seite einen schimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron haben alle ihren Witz beschimpft. Es ist ihnen gleich, ob sie die göttlichen Harmonien eines Davids wagen, oder ob sie Sinnschriften verfertigen, die auch an der Bildsäule eines Priapus ekel sein würden. Einer der Bekanntesten von dieser Art Rousseau; ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meisten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs seiner Muse erlitten hat. Wir wollen nicht entscheiden, ob er eben dessen, was man ihm eigentlich zur Last legte, schuld gewesen ist. Das wenigstens, was man von ihm nach seinem Tode gesehen hat, malt uns ihn als einen Mann, welcher durch seine tugendhafte Aufführung im reifern Alter und durch seine großmütige Ertragung des Unglücks die Ausschweifungen seiner Jugend auf die rühmlichste Art ausgelöscht hat. Wir haben im vorigen Jahre seine Briefe erhalten, welche voller lesenswürdigen Anekdoten sind. In diesem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stücken, die theils ihn zum Verfasser haben, theils von andern verfertigt, von ihm aber für wert erkannt worden sind, nebst seinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieser Sammlung ist: Schreibetafel J. B. Rousseaus in

zwei Theilen. \*) Der Dichter selbst schenkte sie einige Zeit vor seinem Tode an den Hrn. L. D., welcher sie nunmehr, die Ausgabe seiner Werke von 1734 vollständig zu machen, der Welt mittheilet. Sie enthält Oden, Briefe, Kantaten, Allegorien, Erzählungen, zwei theatralische Stücke und eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rousseau für ein Meister in diesen letztern war. Er wußte das Beißende mit dem Scherze so zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satire, oder die Satire ohne Einfall ist. Wir haben eines zu übersetzen gewagt. Hier ist es:

Als Zeus Europen lieb gewann,  
 Nahm er, die Schöne zu besiegen,  
 Verschiedene Gestalten an,  
 Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.  
 Als Gott zuerst erschien er ihr,  
 Dann als ein Mann und endlich als ein Tier.  
 Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen:  
 Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.  
 Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton:  
 Verachtung war der Liebe Lohn.  
 Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! —  
 Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Die zwei theatralischen Stücke heißen \*\*) Der Hypochondrist, oder die Frau, welche nicht redet, und Der \*\*\*) Argwöhnische. Beide sind in Versen. Das erste bestehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff ist aus dem Englischen genommen; das letztre nur aus neun Auftritten und ist nichts als ein kleiner Entwurf eines vollständigen Stücks, welcher aber wert ist, daß ihn eine Meisterhand auszuführen wagte. Die übrigen Aufzüge sind fast alle voller Galle wider seine Feinde. Die Nachwelt wird erstaunen, daß Männer sich so tödlich haben hassen können, wovon ihre Hochachtung der eine sowohl als der andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereien hinwegsehend, wird sie einen Voltaire ebensowohl als einen Rousseau in die Reihe der Dichter setzen, welche die Ehre dieses Jahrhunderts gewesen sind.

Wird sie es mit den witzigen Köpfen Deutschlands auch

\*) Portefeuille de J. B. Rousseau en II Tomes; à Amsterdam chez Marc Michel Rey, 1751 in 12, der erste Teil von 405 Seiten, der zweite von 252.

\*\*) L'Hypocondre ou la femme qui ne parle point.

\*\*\*) La Dupe de soi-même, ou le défiant confondu.

so halten? Wird sie einen Gottsched und einen Bodmer, einen Scheib und einen Klopstock in eine Klasse bringen? Gewiß nicht. Wann es einmal heißen wird: des verstorbenen Hrn. von Scheib längst verstorbene Theresiade, so wird man den Messias immer noch ein ewiges Gedichte nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Rest, zu welchem man die in stehende Messe Hoffnung gemacht hat. Das Präservativ, welches der Hr. Prof. Gottsched in seinen Gedichten gütigst dargegen hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bei seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir sein, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kann, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Professor, anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein. Es gibt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben, dunkel, anstatt neu, verwegen, anstatt rührend, romanenhaft zu schreiben. Kann was lächerlicher sein, als wann hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht und dort ein anderer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigeren Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herrn ihre Bewunderer; und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nötig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Sie bringen übrigens durch die ausschweifenden Lobeserhebungen, welche sie dem Messias auf eine Weise erteilen, die genugsam zu verstehen gibt, daß sie nicht einmal die wahren Schönheiten an demselben empfinden, denjenigen, welche dieses große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bei. Folgende Sinnschrift mag es beweisen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben:

Ihn singen so viel mäßge Dichter,  
 Ihn preisen so viel dunkle Richter,  
 Ihn ahmt so mancher Stümper nach,  
 Ihm nicht zum Ruhm und sich zur Schmach.  
 Freund, dir die Wahrheit zu gestehen,  
 Ich bin zu dumm, es einzusehen,  
 Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beifall schicket;  
 Doch so viel seh' ich ein:  
 Das Singen, das den Frosch im tiefen Sumpf entzücket,  
 Das Singen muß ein Quaken sein.

Die wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne und halten also alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müssen auch diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem Messias an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen:

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: „Sieh dort den Adler sitzen!  
 Sieh, weil du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;  
 Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blißen,  
 Zielt er nach Jovis Thron.  
 Doch wette, — seh' ich schon nicht adlermäßig aus —  
 Ich flieg' so hoch als er.“ — „So, Prahler?“ rief die Maus.  
 Indes flog jener auf, stolz auf geprüfte Schwingen,  
 Und dieser wagt's, ihm nachzudringen.  
 Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug  
 Sie beide bis zur Höh' gemeiner Häuser trug,  
 Als beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen  
 Und beide, wie sie schloß, gleich unermesslich flogen.

Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geflimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kükelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegenen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen durch geschickte Wendungen eine so notwendige Stelle anzuweisen, daß man

glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verrät man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armut an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, U. z. Deseu zeigen genugsam, wie man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob als ein Grund, ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschafft, wenn sie anstatt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen?

Ein Wahn hat sie berauschet,  
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,  
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt  
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt.

Man nennt die Verse leichtere Dichter, welche reimen, gereimte Prose; wie aber soll man das Gewäsche gleich leichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen:

Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.  
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer sein.

Daß aber ein Heldendichter und ein dramatischer Poet die Reime wegläßt, ist sehr billig; denn da verursacht der Uebelflang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen sein kann, welches jene schön überwundenen Hindernisse erwecken.

### Monat Mai 1751.

Wann ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge zieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Endlich hat die Welt den ersten Band des Messias erhalten, worinne zu den drei bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem Könige von Dänemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich, wenn der Verfasser des Messias eine Ode macht, so wird es in der That eine Ode sein. Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist. . . „Ihn ersah Gott mit einweihendem Blicke, als er geboren ward, zum Vater des Vaterlandes. . . Umsonst winkt ihm der schimmernde Ruhm in das eiserne Feld, wo die Unsterblichkeit viel zu teuer durchs Blut blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Thränen der Mutter und Braut erkaufte wird. . . Für ihn war der Eroberer zu klein, sobald er zu fühlen begann. Nie weint er bei dessen Bilde, seinesgleichen zu sein. . . Nach dem Ruhme nur weint er, geliebt zu sein vom glückseligen Volke, Gott nachzuahmen, der Schöpfer des Glücks vieler Tausend zu werden. . . Er ist ein Christ! . . . Er belohnt redliche Thaten, und belohnt sich zuerst. . . Lächelnd schaut er alsdann auf die Muse, welche das Herz tugendhafter und edler macht. . . Er winkt dem stummen Verdienst, das in der Ferne steht“ . . . . Seht da die zerstreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie stückweise. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wann ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforschers jeder Teil des Polypus ein neuer und erwartet nur die wiederholte Trennung, auch aus seinen Teilen vollständige Ganze dem verwundernden Auge darzustellen. . . Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine Horazische, voller majestätischen Wohlklangs und allgemein geschickt, die Gedanken so rund zu machen als möglich. Die drei ersten Zeilen sind Asklepiadeisch, und die vierte ist Glykonisch. Ueberall ist der Wert der Silben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um soviel mehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein bardisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Flaccus fühlen soll. Wir wollen die erste Strophe bezeichnet hersetzen, in Hoffnung, daß wir einigen Lesern damit einen Gefallen erweisen.

Welchen | König der Gott | über die Rö | nige  
 Mit ein | weihenden Blick | als er gebo | ren ward,  
 Vom O | lympus her sah, | der wird ein Men | schenfreund  
 Und des | Vaterlands Va | ter sein.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Messias ist, sehr wohl läßt. „Der König der Dänen,“ heißt es, „hat dem Verfasser des Messias, der ein Deutscher ist, diejenige Muße gegeben, die ihm zu Vollendung seines Gedichts nötig war.“ .. Ein vortreffliches Zeugnis für unsre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute so viel Satire darinne sehen als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten. .. Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe ... Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Beratschlagung des jüdischen Synedriums, die Verrätereı des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Delberge .. Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angst lag er auf dem Lager und warf sich ungestüm und voll Gedanken herum.

„Wie tief in der Feldschlacht  
 Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,  
 Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,  
 Und das Geschrei, und der Tötenden Wut, und der donnernde  
 Himmel

Stürmt über ihm; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte  
 Dumm und gedankenlos unter die Toten und glaubt zu vergehen.  
 Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch und fluchet,  
 Daß er noch ist, und spricht mit bleichen sterbenden Händen  
 Blut gen Himmel; Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch  
 leugnen.

Also betäubt sprang Kaiphas auf und ließ die Versammlung  
 Aller Priester und Ältesten im Volke schnell zu sich berufen.“ zc.

Wie vortrefflich ist dieses Gleichnis ausgemalt! Es ist eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht und immer auf einer neuen Seite schildert; sowie Virgil

den Löwen . . . Es würde eine Beleidigung gegen unsern Leser sein, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben scheinen, ein Mensch von Geschmack könne sich mit abgerissnen Stücken begnügen.

Der fünfte Gesang enthält die Leiden Jesu auf dem Delberge. Die Wahrheit zu gestehen, diese war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsre Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunstgriff anwendet, den man bei dem Virgil für eine Unvollkommenheit ansieht. . . Gott war auf Tabor herabgestiegen, mit dem Messias ins Gerichte zu gehen, und die Sünden alle hatten sich vor ihm versammelt.

„Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb,  
Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da ergrimmt er,  
und stand jetzt  
Hoch auf Tabor und hielt den erzitternden Erdfreis,  
Daß er nicht vor ihm verging.“

Hier bricht er den Vers ab; und dieser Ruhepunkt läßt dem Leser Zeit, sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wann alle die halben Verse bei dem Virgil, welche seine Ausleger Stützen (tubicines) nennen, von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der That sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen sein, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Geratewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohnner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt teilnimmt und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend atmen. . . Könnte man dieses letztre von dem französischen Poeten Biron sagen, so würde vielleicht sein Wohlthäter eine Ursache weniger gehabt haben, sich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Diese Begebenheit verdient, daß wir sie unsern Lesern mitteilen. Hier ist der Brief, welchen er an den Ver-

fasser des französischen Merkurs geschrieben hat, der sie am besten erzählen wird.

„Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den gehäuften Unglücksfällen, welche mich seit einem Jahre betroffen haben, Antheil werden genommen haben, wann anders die Nachricht davon bis zu Sie gekommen ist. Ich habe Ihrer Empfindlichkeit die Erzählung derselben ersparen wollen; einen Zufall aber, welcher mir jezo den Augenblick widerfahren ist, kann ich Ihnen unmöglich verschweigen. Er ist weit sonderbarer, als alle meine Unglücksfälle gewesen sind, und ist so beschaffen, daß ich Zeit meines Lebens daran denken werde. Das Außerordentlichste dabei ist, daß ich nicht weiß, an wen ich mich deswegen halten soll, noch wodurch und wie ich mir ihn zugezogen habe. Hören Sie nur! Ich erhielt vor kurzem einen Brief ohne Namen, in welchem man mich bat, mich den und den Tag, zu der und der Stunde, in der und der Straße, bei einem gewissen Herrn\*\*\* (welchen ich nicht im geringsten die Ehre hatte zu kennen) einzufinden, welcher mir sagen würde, was man von mir verlange.

„Ich begab mich den bestimmten Tag richtig dahin, doch nicht ohne eine kleine Bewegung, welche bei annahender Entwicklung solcher geheimnisvollen Anweisungen ganz natürlich ist. Hier kömmt endlich ein gewiß recht rührender Theaterzufall, der aber etwas weniger abgedroschen ist als die, welche wir auf der Bühne zu sehen bekommen.

„Dieser Herr\*\*\* war ein Notar, ein sehr wackerer und höflicher Mann, welcher mir, sobald er mich sahe, die Feder darreichte, einen Kontrakt auf 600 Livre Leibrenten, welche zu meinem Gebrauch ausgesetzt waren, ohne daß ich einen Heller zu dem Kapitale gegeben hatte, zu unterzeichnen. Er gab mir zugleich eine Rolle, worinne 25 Louisdor auf das erste Jahr waren. Sie können leicht begreifen, in was für eine Flut von Fragen mein Erstaunen und meine Dankbarkeit ausbrechen mußte. Doch unsonst, ich bekam keine Antwort. Der Notar verrichtete, was ihm aufgetragen war, und die Verschwiegenheit war eine von seinen Vorschriften. Seine Rolle war aus, meine fängt nunmehr an, und diese ist, den edeln Urheber des Stücks zu entdecken oder mit Verdruß zu sterben.

„Es ist kein Stoff, den man von der Kanzel ablesen könnte, ob er es gleich, wie mir es scheint, sein sollte. Denn ist denn die Kanzel nur dazu, daß sie strafbare Handlungen

bekannt machen soll? Würde dieser Zufall nicht ebenfogut erbauen als jede andre Abdankung? Ich frage Sie darum, mein Herr. Weil es aber doch der Gebrauch nicht ist, so erzeigen Sie mir wenigstens den Gefallen und unterstützen meine Begierde, denjenigen kennen zu lernen, an welchen ich mich mit meinen schuldigen Dankfagungen zu wenden habe. Zeigen Sie diesen Brief einer gewissen Person von Ihren Bekannten, welche Ihnen wohlwill, welche überall in der Welt bekannt ist, welche alles wissen will und in der That auch alles weiß, welche alles sagt, was sie weiß, und zuweilen noch mehr. Sie wird plaudern, sie wird plaudern lassen, und dadurch wird vielleicht jemand hinter das Geheimnis kommen. Diese Person ist das Publikum. Ich bin mit aller Hochachtung, mein Herr &c.

Piron."

Auf diesen Brief folgt eine kleine Sinnschrift, wovon dieses der Einfall ist. „Wann derjenige, welcher gerne Gutes thut, ein Bild Gottes auf Erden ist, so ist der es noch viel mehr, welcher es unsichtbar thut.“ . . . Wir hoffen, daß Leser von Gefühl hierbei alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmut und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu lassen fähig ist. Wie schmeichelnd ist diese uneigennützig Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freiheit läßt, sie zuzuschreiben, wem er will, eine Art einer öffentlichen Belohnung wird. Noch schmeichelhafter muß es sein, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, diese Belohnung verdient zu haben, sie durch den Eifer verdient zu haben, die verschlechte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweihten Muse zuzuführen, nicht aber durch einen zügellosen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, sie ersündigt zu haben.

Wann der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Verteidiger unserer Religion. Und dieses ist er mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christentum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnig-

keit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimnis weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christentum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsres Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arznei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde heibringt. . . Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wann es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Teil macht, ein gewisses Ansehen haben.

Wir wollen dem Leser einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngst herausgekommenen fünften Teile seiner Gedichte vorgesetzt hat, mittheilen. Man darf gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satire reden sollen. „Die Liebhaber einer ungezwungenen, leichten und erbaulichen Dichtkunst sind meine geringen Gedichte noch nicht überdrüssig. . . Ich überreiche diesen fünften Teil mit der fast zuversichtlichen Hoffnung, daß er nicht gänzlich mißfallen wird. . . Sie sind nicht alle von gleichem Werte und Nachdrucke. . . Wo sie keine Bewunderung erwecken, so werden sie doch auch keinen Ekel erregen. . .“ (Horaz sagt, nicht wir,

„Mediocribus esse poetis  
Non homines, non dii, non concessere columnae. . .

— Animis natum inventumque poema juvandis,  
Si paulum a summo decessit, vergit ad imum.“)

. . . „Wir haben diejenige natürliche, leichte, fließende und, mit einem Worte, menschliche Art, zu dichten, auch in unserm Alter

nicht verlassen wollen, welche wir vormals in der blühenden Jugend wohlbedächtig angenommen haben. . . Sie hat ganzer 30 Jahr bei vielen gelehrten und ungelehrten Lesern Beifall erhalten. . . Man wird auch in diesem Teile keine dunklen, schweren und rätselvollen Ausdrücke von den steilen und unwegsamen Alpen, oder aus der neuen Arche Noah und den duftigen Cedern von Libanon her. . . viel minder aber sogenannte nur schöpfrische Erfindungen antreffen. . . Es sollte mir leid sein, wenn ich unter die Asterschöpfer gezählt werden könnte. . . Die neuen Heldengedichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen, zum Trotz der gesunden Vernunft und Beleidigung des Wohlklang, allenthalben gehöret worden, sind nur für die rauhen und schwermütigen Einwohner des Saturnus. . . Unfre natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, als bis sie in reines Deutsch und in eine menschliche Dichtart übersetzt werden. . . Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten, sind strafbare und unchristliche Ausdrücke. . . Wir wissen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist. . . Die Weltweisen, ja Gottesgelehrte selbst hätten es besser überlegen sollen, ehe sie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geschöpfe zugeeignet hätten. . . Sie schaffen aber lauter Abenteuer, wie aus der Miltonischen Gespenster- und Geisterhecke, aus Dantes Hölle 2c. 2c. mit Entsetzen zu ersehen ist. . . Wenn diejenigen Schöpfergeister sind, die ein paar Duzend neue und zum Teil gar fromme und hüßende Teufel ersinnen können, wie sie in den bekannten Faustischen und Wagnerischen Lebensbeschreibungen stehen, die Scharen von Seraphs eigenmächtig erdichten oder eine frostige und finstre Sonne unter der Erde ungeheißer aufgehen lassen, als ob die oberste allgemeine Sonne so eine unnötige Nebengehilfin brauchte: so müssen alle Trunkene, Träumende und Mondsüchtige auch in die feltne Klasse der schöpferischen Geister zu setzen sein. . . Die Menge von Gelehrten und Kennern ist unzählig, welche mit dieser ungewöhnlichen Art, zu dichten, nicht zufrieden sind. . . Viele haben nicht einmal einen Gesang oder Ungesang, weil es sich weder reimt, noch sonst poetisch klingt, ganz ausshören können. . . Doch diese schöpferische Heldengedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jezige fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben. . . Ich wünsche es aus herzlichem Mitleiden. . . Ich würde mir die Mühe nicht gegeben haben, mein Urteil zu sagen, weil an der ganzen Sache wenig ge-

legen, woferne mir es nicht vornehme Standespersonen anbefohlen hätten . . . Opitz, Flemming, Gryphius, Günther &c. haben von dieser Art, zu dichten, nichts gewußt . . . Wann sie wiederkommen sollten, würden sie sich vermutlich über diese afrikanischen Wundergeburten entsetzen . . . Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunst nicht leben darf, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlicheres gelernt habe, als meine Versorgung mit schöpfrischen Gedichten zu gewinnen oder mit elenden zusammengerafften Zeitungs-schreiben und unanständigen Durchhecheln gelehrter und verdienter Männer das Brot zu verdienen . . . Das unhöfliche Schreien gegen meine unschuldigen und zum mindesten nicht unnützen Gedichte ist ganz vergebens gewesen . . . Doch ich habe mit diesen lächerlichen Leuten zu lange gescherzt. Ich empfehle dem billigen Leser meine mittelmäßige Muse und verspreche ihm den sechsten Teil und einen besondern Band geistlicher Gedichte. Ich bin für seine unverdiente Wohlgeogenheit &c."

Hier fehlt nichts, als daß Herr D. Triller nicht noch, nach Maßgebung des Orts, wo er jetzt lehrt, die orthodoxe Versicherung hinzufügt, daß der Messias (denn dieses Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet) voller febrischer Irrtümer sei. Und wer weiß, ob nicht ehstens der elende Geschmack den Aberglauben zu Hilfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andere verteidigen helfen. Aber warum ereifert sich der Herr Professor? Die Historie der Schildbürger wird immer noch gelesen, ob man gleich Clarissen hat. Laßt uns unserm Vaterlande Glück wünschen, daß seine Dichter nach langen Verirrungen den wahren Weg des Altertums gefunden haben! Welche mit den Alten am meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten. Es gibt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine Horazische Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leser vielleicht schon die Anwendung gemacht hat. Er mag sie aber gemacht haben, wie er will, so müssen wir doch gestehen, daß wir nichts damit suchen, als diejenigen abzuschrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem sie nicht gewachsen sind. Hierher gehört der Verfasser eines Gedichts in drei Gesängen: Jakob und Joseph. Es ist nichts als eine ausgedehnte Erzählung dessen, was man von der zweiten Reise der Söhne Jakobs nach Aegypten, bis auf den Zug

des ganzen Geschlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabei gearbeitet, obgleich die Geschichte einer epischen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht werden. Doch vielleicht ist es wider den Sinn des Verfassers selbst, sein Werk auf dieser Seite betrachten zu lassen, und er ist zufrieden, einen beträchtlichen Platz unter den historischen Poeten zu finden. Diesen kann man ihm nicht versagen. Hier ist eine Stelle zur Probe. Es sind die Worte des Jakobs, da er seinen Sohn das erste Mal wieder umarmet.

„Und o, sprach der Erzvater, mit Freuden wollt' ich jetzt sterben,  
Da ich noch einmal dein Antlitz gesehn, dich noch lebend gesehen!  
Welche gräßliche Lücke mit eingestürzetem Rande,  
Wie der gährende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,  
Brach in mein Leben ein von jenem mühseligen Tag an,  
Da du von Dothan nicht wiederkamst und die Brüder mir sagten,  
Joseph hatt' ein Raubtier zerfleischt, und den streifigten  
Noch mir

Brachten und fragten: Sieh, Vater, ob's wohl des  
Josephs Gewand sei;  
Bis zu dem fröhlichen Tag, da Juda die bessere Nachricht,  
Raum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre ge-  
bracht hat,  
Joseph lebt, und Joseph regiert, auch gab ihm  
Gott Erben.

Alle die Längen von Jahren, die zwischen die Tage getreten,  
Hielt die Trauer mich fest und löschte den männlichen Mut aus.  
Wehmut streut auf das Grau der Haare mir Wolken von Asche.  
Aber dies lange Weh ersetzt die vollkommenste Freude,  
Diese gesegnete Blicke, wohl wert, sie so zu erkaufen.“

Ein gewisser Kunstrichter hat den Rat gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, welche verdienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bei dem Jakob und Joseph hätte man die gotischen Buchstaben also immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwei ersten Gefänge des Gedichts der Sündflut betrachten. Der Verfasser hat nichts Geringses gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er selbst sagt, nach einem Ulyssesbogen greifen, den zu spannen, Mut und Sehnen von nöten sind. „Doch,“ fährt er fort, „der Verlust selbst in diesem Kampfe ist geringer als die Ehre des Unternehmens.“

Es ist schon ein vornehmer Ruhm, der andere oder der dritte nach dem Sieger zu sein. Hier sind ansehnliche Gewinne auch für die nächsten nach ihm aufgesetzt. Oft ist es sehr schwer, unter zweien, deren jeder seine starke Ansprache an den Sieg hat, zu entscheiden.“ Dieses ist gewiß, und eine Vergleichung dieser zwei wetteifernden Gedichte wird es am besten lehren. Der Raum nötiget uns, sie auf das künftige Stück zu versparen. . . Wie stolz wird Deutschland sein können, wenn alle diese Werke so glücklich zustande kommen, als sie angefangen sind! Drei Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutschland? Zu viel Gutes, zu viel auf einmal!

Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? Hier ist er. Das neue Jahr, ein heroisches Narrengedichte.\*) Es bestehet aus zehn Gesängen, wovon der längste ohngefähr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Kalendern, welche die Franzosen einander zum Neuenjahre schenken, ist in diesem Jahre einer in Versen gewesen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kann sich leicht einen Begriff davon machen. Die Gewalt dieses Almanachs über das schöne Geschlecht ist der Stoff dieses Gedichts. Lykoria hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr seine Liebe; Lykoria verwirft sie auf das grausamste: erster Gesang. Amor erscheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröstet ihn und gibt ihm den Almanach der Liebe, mit der Versicherung, daß eine einzige Lektion daraus seine Geliebte überzeugen werde, jedes Herz sei ihm Opfer schuldig: zweiter Gesang. Lindor eröffnet das Buch, erschrickt anfangs, da er sieht, daß es ein Kalender ist, fasset aber neuen Mut, da er den eigentlichen Inhalt sieht: dritter Gesang. Es ist Nacht, Lindor schläft, im Traum erscheinen ihm die Liebesgötter und Grazien, welche sich über seinen Almanach erlustigen. Er sieht seine Lykoria im Schlafe sich ihm ergeben, er küßt sie im Schlafe. „Wird man mir glauben,“ spricht der Dichter, „wenn ich sage, daß die Grazien, die das alles mit ansahen, finstre Grimassen machten, daß eine Zweideutigkeit ihre Tugenden in Harnisch jagte? Nein, nein; die Zeit der Scham ist vergangen. Die Grazien sind

\*) Le nouvel an, Poëme Heroi-Fou. *Aimés-vous la Muscade? On en a mis partout.* Despréaux à Brochuromanie, l'an du deluge des Almanachs 1751, in 12. 60 Seiten.

wie andre Schönen. Hinter dem Fächer braucht man über nichts rot zu werden" zc.: vierter Gesang. Der Neujahrstag bricht an; seine Thorheiten belacht ein Philosoph: fünfter Gesang. Lindor begibt sich zu seiner Lyforis; sie will ihn nicht anhören, sie wirft sein Geschenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es, Schiedsrichterin zu sein; sie verteidigt den Lindor; Lindor küßt das Gespenste aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anwesende lachen darüber, und endlich auch Lyforis: sechster Gesang. Lindor und Lyforis sind allein; er spricht aufs neue von seiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundschaft zugestehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft sie ihn auf den Nachttisch und schwört, ihn nicht zu lesen. Lindor geht fort in der sichern Hoffnung, seine Geliebte morgen verändert zu finden: siebenter Gesang. Die Neugier besiegt die Lyforis; sie liest den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; sie geht zur Ruhe: achter Gesang. Lyforis träumt; ihr Traum ist ein wollüstiges Rätsel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Gesang. Lindor kömmt mit anbrechendem Morgen zu seiner Schönen, und sie überliefert sich ihm. „Ist dieses gleich eine Fabel,“ schließt der Dichter, „so hütet euch doch, ihr Schönen, für die Almanachs in Versen; sie verbergen Schlangen unter angenehmen Blumen; der Almanach der Liebe ist der Almanach des Teufels.“ .. Hat es sich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leser diese Kleinigkeit so weitläufig erzählt haben? Die untermengte Satire ist fein, sie hat aber nichts als gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich, und in Paris selbst ohne Nutzen, sobald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Ein Abwechslung, worinne Frankreich so sinnreich als in Veränderung seiner Kleider ist.

Vielleicht ist die epische Dichtkunst in England glücklicher? Noch bewundert es seinen Leonidas, ein Werk, dessen Schönheit sich einem freien Engländer in einer Vergrößerung zeigen müssen, worinne sie wenigstens kein zum Dienen geborner Franzose zu fühlen fähig ist. In diesem Jahre aber hat es unter dem Titel Scribleriade ein neues komisches Heldengedichte erhalten, welches voller ursprünglichen Wizes ist. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in dessen Person der Dichter die unnützen Unternehmungen der studierten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernsthafteste Art, zu scherzen, genau beibehalten und

sie niemals mit dem Drolligen abgewechselt, welche Vermischung zwar vielen gefällt, in der That aber ein Fehler ist. Wir wollen anfangen, dem Leser von dem ersten Buche, mit eingestreuten kleinen Stellen, den Inhalt bekannt zu machen und in dem künftigen Blatte damit fortfahren. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beschreibung seines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn oder die Zeit der Feind seines Helden sei. Er berührt kürzlich die Ursachen dieser Feindschaft und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikanischen Wüste. Diese durchzieht er mit seinen Gefährten, die versteinerte Stadt aufzusuchen. (Diese versteinerte Stadt ist in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige ansehnliche Personen in Europa haben das Märchen geglaubt. Shaw erzählt uns in seiner Reisebeschreibung, daß Ludwig XIV. so überzeugt davon gewesen sei, daß er seinem Gesandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines versteinerten Mannes aus dieser Stadt zu verschaffen, es möge kosten, was es wolle. Zween Janitscharen hätten dem Gesandten auch wirklich einen steinern Knaben um fünfhundert Liv. verkauft und vorgegeben, daß sie einen größern Körper ohnmöglich soweit wegbringen könnten, ohne von den Arabern entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wollten, daß ein Muselman, tot oder lebendig, an Christen verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewiesen, daß der versteinerte Knabe nichts als die Bildsäule eines Cupid's sei, wie er ihm denn den Ort bemerken lassen, wo sie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, seine Rache auszuführen und den Held ums Leben, ja, was ihm noch werter als das Leben war, um seine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Bogen des Sandes zu vergraben, damit er mitsamt seinen Gefährten in die Vergessenheit gestürzt würde. Nun redet der Held. Eine so unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geistes beschließt er, alle seine gesammelten Naritäten auf einem Haufen zu türmen, sie anzuzünden und sich selbst in die Flamme zu stürzen. „Wie selig,“ sagt er, „ist der Mann, dessen Name von einem ruhmvollen Tode seinen prächtigsten Glanz erhält! O, hätte

das liebreichere Schicksal beschlossen, daß ich, wie der große Empedokles, in dem Feuer des Aetna verderben könnte! Oder daß ich das Geschick des unsterblichen Plinius teilte und die Asche des berühmten Besuchs wäre mein Grab geworden! Hätte es beschlossen, mein Ende wie das Ende jener ruhmvollen Stadt zu machen und mich, mir selbst ein trauriges Monument, versteinert dastehen zu lassen! Weit über die Welt würde alsdenn mein wachsender Ruhm erschallen und von allen Musen in allen Gegenden besungen werden. Ach! Ein schimpfliches Schicksal soll mein hoffnungsloses Haupt unbeweint, unbemerkt und auf ewig tot vergraben! Doch... Ich sollte diesen unedlen Tod nicht verschmähen? ... Nein, unter dem elenden Sande will ich meinen Geist nicht aushauchen... Da ich alle meine Augenblicke würdig zugebracht habe, so sei etwas gethan, wodurch auch der letzte verherrlicht wird! Ja, der wackere Phönix soll mein Beispiel sein! (... ach, daß ich den Phönix, ich Unglücklicher, nicht noch habe sehen sollen! ...) ... Ja, sein prächtiger Scheiterhaufen erweckt in mir den erhabensten Einfall! ... Ich will meine gesammelten Schätze anzünden und mich selbst der teuren Flamme übergeben." ... Der Gott nimmt die Aufopferung dieser raren Sammlung als das Zeichen der tiefsten Unterthänigkeit auf und beschließt also, sein Leben noch zu fristen. Weil er aber doch seine gegenwärtige Hoffnung zu schanden machen will, so führet er den Sturmwind über die versteinerte Stadt und vergräbt sie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verlust seiner Schätze überleben kann, wird von der Vollziehung seines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtlosen Forschen von sechs Tagen dringen seine Gefährten auf die Rückreise. Scribler hält eine Rede an sie und besteht darauf, die versteinerte Stadt aufzusuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von seinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetischen Träume und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber,“ spricht er, „wo ich meine der Ewigkeit geweihte Reise nun weiter hinwenden soll, das wollen mir keine Ahndungen entdecken, keine freundliche Schatten mich lehren. Ach, daß in unsern unerleuchteten Tagen kein gelehrter Priester die Opfer mehr erkläret und mit prophetischem Auge die Eingeweide durchspähet, oder die herumirrenden Warnungen des Himmels lesen kann! Keine

geheiligten Orakel kommen mehr zu Hilfe; die Pythia und das Kumäische Mädchen sind sprachlos. O, hätten wir in jenen glücklichen Zeiten gelebt, als der trojanische Held und der griechische Weise herumschweiften! Da hätten wir vielleicht einen freundschaftlichen Helenus oder Anius gefunden, welcher geschickt gewesen wäre, uns jede Ahndung zu entziffern. Vielleicht wären wir zu den dunkeln Wohnungen der Hölle gegangen, und der berühmte Tiresias hätte uns unser Schicksal gezeigt!" Hierauf spricht Albertus: „Ach, nur allzu gerecht ist dein Kummer! O, möchte mein weissagendes Herz die gewünschte Linderung verschaffen! Die klugen Mahometaner haben den Narren und Unsinnigen allezeit besondere Ehre erzeigt, und dieses sehr weislich. Denn oft, wann sich die Flügel der Vernunft hoch über irdische Dinge erheben, so streifen die Gedanken unter den Wohnungen der Sterne und werden durch den Umgang mit den Unsterblichen beglückt. Von da aus teilt alsdann der göttliche Mann den minder erhabenen Sterblichen unterrichtende Wahrheiten aus. In Kairo wohnt ein phrenetischer Weise, welcher von aller dieser theomantischen Wut begeistert ist. Ich habe bemerkt, so oft der Morosoph zum Vorschein kam, ward er von einer unzähligen Menge umringt und von allen verehret. Jung und Alt, Jungfern und Weiber küßten die Fußstapfen des seligen Gymnosophisten. Die brünstige Braut berührte jeden günstigen Teil, geschickt, die Kraft der Fortpflanzung zu erteilen. Endlich thut die Stimme den heiligen Ausspruch, und die horchende Menge bleibt staunend stehen... Laß uns also, dieses ist meine Meinung, wieder nach Kairo zurückkehren und laß den Weisen sich bei dem Narren Rats erholen!" Hiermit endet sich das erste Buch. Die besten Erläuterungen des ganzen Gedichts kann man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche sich in Popens Werken befinden, ziehen, wovon es eigentlich eine Art der Nachahmung ist.

### Monat Junius 1751.

Die Regeln in den schönen Künsten sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret und vermehren sich noch, so oft ein Genie,

welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinaus bähnet. Wie unzählig muß also nicht die Menge der Regeln sein; denn allen diesen Beobachtungen kann man eine Art der Allgemeinheit geben, das ist, man kann sie zu Regeln machen. Wie unnütz aber müssen sie uns notwendig durch eben diese Menge werden, wenn man sie nicht durch die Zurückführung auf allgemeine Sätze einfacher und weniger machen kann!

Dieses war die Absicht des Herrn Batteux in der Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, welche er vor einigen Jahren in seiner Sprache herausgab. Er sah alle Regeln als Zweige an, die aus einem einzigen Stamme sprossen. Er ging bis zu ihrer Quelle zurück und traf einen Grundsatz an, welcher einfach und unversteckt genug war, daß man ihn augenblicklich entdecken konnte, und weitläufig genug, daß sich alle die kleinen besondern Regeln darinnen verloren, welche man bloß vermittelst des Gefühls zu kennen braucht und deren Theorie zu nichts hilft, als daß sie den Geist fesselt, ohne ihn zu erleuchten. Dieser Grundsatz ist die Nachahmung der schönen Natur. Ein Grundsatz, woran sich alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, fest halten können; welcher sie von tausend eiteln Zweifeln befreiet und sie bloß einem einzigen unumschränkten Gesetze unterwirft, welches, sobald es einmal wohl begriffen ist, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthält.

Wir haben nicht nötig, von dieser glücklichen Arbeit des Herrn Batteux, welche ohnedem nicht unter das Neueste gehört, weitläufig zu reden, da sie vor kurzem unter uns durch eine doppelte Uebersetzung bekannt genug geworden ist. Die eine dieser Uebersetzungen ist in Leipzig, die andre in Gotha ans Licht gekommen. Man braucht keine weitläufige Untersuchungen, der ersten den Vorzug zu erteilen. Außer dem Anhange einiger eignen Abhandlungen, mit welchen sie vorzüglich pranget, ist die Uebersetzung selbst weit getreuer geraten, da oft die andre den Sinn des Verfassers verfehlt. Gleich die erste Periode aus dem Vorberichte des Verfassers mag es beweisen. „Man beklagt sich beständig über die Menge der Regeln; sie setzen den Verfasser, welcher schreiben, und den Liebhaber, welcher urteilen will, in eine gleiche Verwirrung.“ Dieses sagt Herr Batteux;

die Gothaische Uebersetzung aber sagt etwas ganz anders. „Man beklagt sich,“ heißt es, „täglich über die Menge der Regeln; sie sind sowohl dem Verfasser, der sie verfertigen, als dem Liebhaber, der sie beurteilen will, beschwerlich.“ Das „sie“ bringt einen ganz andern Verstand hinein. Batteur will nicht sagen, daß die Menge der Regeln denjenigen verwirre, welcher die Regeln schreiben oder beurteilen wolle, sondern den, welcher nach diesen Regeln schreiben oder urteilen will. Die eignen Abhandlungen, welche zu der ersten Uebersetzung gekommen sind, handeln von der Einteilung der Künste; von den Zeiten, in welchen die schönen Künste entsprungen sind: von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatz der Poesie; von der Einrichtung der Poesie; von der künstlichen Harmonie des Verses; von dem Wunderbaren der Poesie, besonders der Epopöe, und von den eigentlichen Gegenständen des Schäfergedichts. Sie verbessern teils den Hrn. Batteur, teils setzen sie seine Gedanken auf eine Art weiter fort, welche sie der Nachbarschaft, in der sie stehen, würdig macht. Anstatt durch einen Auszug Leser von Geschmack anzutreiben, sie ganz zu lesen, dürfen wir nur den Verfasser nennen. Der Name des Herrn Gellerts wird mehr davon versprechen als die schönsten Stellen, die wir daraus abschreiben könnten.

Wir wollen vielmehr ein ganz neues Werk bekannt machen, welches dem vorhergehenden seinen Ursprung zu danken hat. Es ist ein Brief, welcher unter folgender Aufschrift an den Herrn Batteur gerichtet ist: \*) Schreiben über die Tauben und Stummen, zum Gebrauch derer, welche hören und reden. Wer sich an das Schreiben über die Blinden erinnert, welches vor einiger Zeit herauskam, der wird ohne Zweifel gleich bei dem Titel vermuten, daß Herr Diderot gleichfalls der Verfasser davon sei. Was er jezo vermutet, wird er gewiß wissen, sobald er das Werk selbst gelesen hat. Die Aufschrift scheineth nichts weniger zu versprechen als eine Abhandlung von den Uebersetzungen in den Sprachen. Gleichwohl ist dieses der vornehmste Inhalt. Wir sagen mit Fleiß: der vornehmste; denn wem ist die Gewohnheit des Herrn Diderot unbekannt? Er schweift überall aus,

\*) Lettre sur les Sourds et Muets, à l'usage de ceux, qui entendent et qui parlent. Addressés à Mr.\*\*\*. *Versisque viarum Iudiciis raptos; pedibus vestigia rectis Ne qua forent...* Aeneid. lib. 8. 1751, in 12mo auf 200 und etlichen 40 Seiten.

er springt von einem auf das andre, und das letzte Wort einer Periode ist ihm ein hinlänglicher Uebergang. Der Name eines Sendschreibens ist vielleicht eine kleine Entschuldigung dieser Ungebundenheit. Die beste Entschuldigung aber ist, daß alle seine Ausschweifungen voller neuen und schönen Gedanken sind. Wann uns doch alle unordentliche Schriftsteller auf diese Art schadlos halten wollten! Die Art, wie er die Versezungen gegen den Herrn Batteux untersucht, ist diese: Er glaubt, die Natur der Versezungen zu erkennen, müsse man untersuchen, wie die oratorische Sprache entstanden sei. Er schließt aus dieser Untersuchung erstlich, daß die französische Sprache voller Versezungen sei, wenn man sie mit der tierischen Sprache und mit dem ersten Zustande der oratorischen Sprache vergleicht, in welchem sie ohne alle Regeln der Zusammenfügung gewesen ist; zweitens, daß, wann sie fast keine von den Versezungen habe, die in den alten Sprachen so gewöhnlich sind, man es der neuen peripatetischen Weltweisheit zu danken habe, welche die Abstracta realisiert und ihnen in der Rede den vornehmsten Platz eingeräumt hat. Hiervon, glaubt er, könne man sich, auch ohne bis auf den Ursprung der oratorischen Sprache hinaufzusteigen, bloß durch die Betrachtung der Sprache der Gestus überzeugen. Diese Sprache zu erkennen, schlägt er zwei Mittel vor: die Erfahrungen nämlich, die man mit einem sich stellenden Stummen machen kann, und der beständige Umgang mit einem taub und stumm Gebornen. Der Begriff eines sich stellenden Stummen bringt ihn auf den Einfall, den Menschen in so viel besondere Wesen zu teilen, als er Sinne hat. „Ich besinne mich,“ spricht er, „daß ich mich manchmal mit dieser Art einer metaphysischen Anatomie beschäftigt habe. Ich fand, daß unter allen Sinnen das Auge der am wenigsten gründliche, das Ohr der stolzeste, der Geruch der wollüstigste, der Geschmack der abergläubischste und unbeständigste, das Fühlen aber der gründlichste und philosophischste Sinn waren. Es würde, sollte ich denken, eine sehr lustige Gesellschaft sein, welche aus Personen bestünde, wovon jede nur einen Sinn hätte. Ich glaube gewiß, einer würde den andern für einen Unsinigen halten; man urteile aber, mit was für Grunde. Und gleichwohl ist dieses ein Bild von dem, was alle Augenblicke in der Welt geschieht; man hat nicht mehr als einen Sinn und urtheilet gleichwohl von allem. Uebrigens kann man über diese Gesellschaft von fünf Personen, deren jede

nur einen Sinn hat, eine besondere Anmerkung machen; diese nämlich, daß sie, vermöge der Kraft, zu abstrahieren, alle Fünfe Geometers sein können, daß sie einander vortrefflich verstehen, aber nur in geometrischen Sachen verstehen würden." Die Fortsetzung dieser Gedanken bringt den Verfasser auf andre, die wir dem Leser ganz mitteilen müssen. "Ich besuchte," spricht er, "vor diesen sehr fleißig die Schauspiele, und ich konnte die meisten von unsern guten Stücken auswendig. Wenn ich mir einmal vorsetzte, eine Untersuchung der Gestus und Stellungen vorzunehmen, so begab ich mich auf die dritten Logen; denn je weiter ich von den Schauspielern entfernt war, desto besser war mein Platz. Sobald als der Vorhang aufgezo-gen war und alle Zuschauer sich bereit machten, zuzuhören, verstopfte ich mir die Ohren mit den Fingern, zu nicht geringer Verwunderung derjenigen, die um mich herum waren und mich, weil sie mich nicht verstanden, beinahe für einen Unsinnigen ansahen, der nur deswegen in die Komödie gekommen wäre, daß er sie nicht hören wollte. Ich ließ mich sehr wenig von ihren Urteilen anfechten und hielt mir ungestört die Ohren fest zu, solange das Spiel des Schauspielers mit den Reden überein kam, die ich mir ins Gedächtnis rufte. Ich hörte nur alsdann, wenn mich die Gestus irre machten oder ich wenigstens irre zu sein glaubte. Ach, mein Herr, wie wenig Schauspieler können eine solche Probe aushalten, und wie erniedrigend würde für die meisten von ihnen eine weitre Erklärung sein, in die ich mich einlassen könnte! Ich muß Ihnen aber auch nicht die neue Verwunderung verhehlen, in welche alle um mich herum fielen, als sie sahen, daß ich bei den pathetischen Stellen Thränen vergoß und mir gleichwohl die Ohren immer zuhielt. Nunmehr konnte man sich nicht länger halten, und die am wenigsten Neugierigen wagten sich mit ihren Fragen an mich, worauf ich aber ganz kaltfinnig antwortete: Jeder höre nach seiner Art, und meine Art wäre, mir die Ohren zuzuhalten, um desto besser zu hören. Ich lachte bei mir selbst über die Reden, welche meine vielleicht nur scheinende, vielleicht wirkliche Narrheit verursachte; noch mehr aber lachte ich über die Einfalt verschiedner junger Leute, welche sich gleichfalls nach meiner Art die Ohren mit den Fingern zuhielten und ganz erstaunten, daß es ihnen nicht gelingen wollte. Sie mögen von meiner Gewohnheit denken, was Sie wollen, so bitte ich Sie, zu überlegen, daß, wenn man, von der Aussprache richtig

zu urteilen, die Rede hören muß, ohne den Schauspieler zu sehen, es ganz natürlich ist, zu glauben, daß man, von den Bewegungen und Stellungen richtig zu urteilen, den Schauspieler sehen müsse, ohne ihn zu hören. Der Schriftsteller, welcher sich durch seinen Hinkenden Teufel, durch seinen Gilblas von Santillana und verschiedene theatralische Stücke bekannt gemacht hat, Herr le Sage, war in seinem Alter so taub geworden, daß man ihm mit aller Gewalt in die Ohren schreien mußte, wenn man von ihm wollte verstanden sein. Gleichwohl wohnte er allen Vorstellungen seiner Stücke bei; er verlor kein Wort davon und sagte sogar, daß er niemals, sowohl von dem Spiele als von den Stücken selbst, besser geurtheilt habe, als seitdem er die Schauspieler nicht mehr hören könne. . . ." Hierauf kommt der Verfasser auf den Nachdruck der Gestus; er führt einige Exempel davon an, welche ihn auf die Betrachtung einer Art des Erhabnen bringen, welche er das Erhabne der Stellung nennet. Die Schwierigkeiten, welche man hat, einem taub und stumm Gebornen gewisse Begriffe beizubringen, geben ihm Gelegenheit, unter den oratorischen Zeichen die zuerst und zuletzt eingeführten zu unterscheiden. Unter die zuletzt eingeführten Zeichen rechnet er die unbestimmten Teile der Größe und besonders der Zeit. Er macht hieraus begreiflich, warum einigen Sprachen verschiedene Zeitfälle mangeln und andere einerlei Zeitfall verschiedentlich brauchen. Diese Unvollkommenheiten geben ihm die Einteilung an die Hand, die Sprachen überhaupt in einem dreifachen Stande, in dem Stande der Geburt, der Bildung und der Vollkommenheit, zu betrachten. Bei dem Stande der Bildung zeigt er, wie der Geist durch die Regeln der Wortfügung gebunden worden und wie unmöglich es sei, die Ordnung bei den Begriffen selbst anzubringen, welche in den griechischen und lateinischen Perioden herrscht. Hieraus schließt er erstlich, daß, die Ordnung in den Teilen der Perioden möge auch in einer alten oder neuern Sprache sein, wie sie wolle, der Geist des Schreibenden doch allezeit der didaktischen Ordnung der französischen Wortfügung folge; zweitens, daß, da diese Wortfügung die allereinfachste sei, die französische Sprache, sowohl dieser als anderer Ursachen wegen, den Vorzug vor den alten Sprachen verdiene. "Die Franzosen," spricht er, "haben dadurch, daß sie alle Versehungen verworfen haben, die Klarheit und Genauigkeit, die vornehmsten Stücke der Rede, gewonnen; Stärke und

Nachdruck aber haben sie dadurch verloren. Ich füge hinzu, daß die französische Sprache wegen der didaktischen Ordnung, welcher sie unterworfen ist, zu den ernsthaften Wissenschaften weit bequemer als die griechische, lateinische, italienische und englische Sprache ist, diese aber wegen ihrer Wendungen und Versetzungen weit vorteilhafter bei den schönen Wissenschaften können angewendet werden. Wir können besser als jedes andre Volk den Geist reden lassen, und die Vernunft muß notwendig die französische Sprache, sich auszudrücken, erwählen; Einbildung und Leidenschaften aber werden den alten Sprachen und den Sprachen unsrer Nachbarn den Vorzug geben. Französisch muß man in der Gesellschaft und in den Schulen der Weltweisen reden; griechisch, lateinisch und englisch aber auf der Kanzel und der Bühne. Unsre Sprache wird die Sprache der Wahrheit sein, wenn sie jemals wieder auf die Erde kommen sollte; die übrigen Sprachen aber sind die Sprachen der Fabel und der Lügen. Das Französische ist gemacht, zu unterrichten, zu erleuchten und zu überzeugen; das Griechische, Lateinische, Italienische, Englische aber, zu überreden, zu bewegen und zu betriegen. Spricht griechisch, lateinisch, italienisch mit dem Böbel, französisch aber mit dem Weisen.“ . . .

Indem er die gebildete Sprache bis zu dem Stande der Vollkommenheit begleitet, stößt ihm die Harmonie auf. Er vergleicht die Harmonie der Schreibart mit der musikalischen Harmonie und zeigt erstlich, daß die erstre in den Worten die Wirkung einer gewissen Vermischung der selbstlautenden und mitlautenden Buchstaben und des Werts der Silben sei, daß sie aber in den Perioden aus der Stellung der Worte entstehe; zweitens, daß die Harmonie der Worte und die Harmonie der Perioden eine Art von Hieroglyphik hervorbrächten, welche der Poesie besonders eigen ist. Er erklärt diese Hieroglyphik in verschiednen Stellen der größten Dichter und beweiset, daß es unmöglich sei, einen Dichter in einer andern Sprache vollkommen auszudrücken. Eine von diesen Stellen ist die, in welcher Virgil von dem tödlich verwundeten Curyalus sagt:

„Pulchrosque per artus  
 It cruor; inque humeros cervix collapsa recumbit,  
 Purpureus veluti cum flos succisus aratro  
 Languescit moriens, lassove papavera collo  
 Demisere caput, pluvia cum forte gravantur.“

„Ich würde weniger erstaunt sein,“ sagt er, „wenn ich sähe, daß diese Verse durch das ungefähre Untereinanderwerfen der Lettern entstünden, als wenn ich sehen sollte, daß alle hieroglyphische Schönheiten derselben in eine Uebersetzung gebracht würden. Das Bild der Hervorquellung des Bluts, *it cruor*; das Bild des sterbenden Hauptes, welches auf die Schultern fällt, *cervix collapsa recumbit*; das Geräusche des Pflugs, wenn er durchschneidet, *succisus*; die tödliche Mattigkeit des *languescit moriens*; die Weichlichkeit des Mohnstengels, *lassove papavera collo*; das *demisere caput* und das *gravantur*, welches das Bild schließt. *Demisere* ist so weichlich, als der Stengel der Blume; *gravantur* ist ebenso schwer als der Kelch, wann er mit Regen erfüllt ist. *Collapsa* bemerkt die Gewalt und den Fall. Eben diese Hieroglyphe befindet sich doppelt in *papavera*. Die zwei ersten Silben halten das Haupt des Mohns aufrecht, und die zwei letzten biegen es.“ Der Verfasser geht hierauf weiter und zeigt, daß auch in den allerdeutlichsten Dichtern Schwierigkeiten sind, und versichert, daß es tausendmal mehr Menschen gibt, welche fähig sind, einen Geometer zu verstehen als einen Dichter, weil man allezeit tausend Leute von Verstande gegen einen Menschen von Geschmack findet, und tausend Menschen von Geschmack gegen einen von einem ausgesuchten Geschmack. Er bringt bei dieser Gelegenheit eine neue Erklärung der bekannten Verse des Homers an, von welchen man gezweifelt hat, ob sie erhabner oder gottloser sind:

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὸ ῥῶσαι ὅπ' ἠέρος οἴας Ἀχαιῶν,  
 Πόισον δ' αἰθρηγῶν, ὅς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,  
 Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεὶ νύ τοι εὐαδεν ὄπως.

„Boileau,“ spricht er, „hat diese Zeilen übersetzt: Gott, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen bedeckt, und streite gleich selbst wider uns, nur bei hellem Himmel. Seht da, schreit dieser Kunstrichter mit dem Rhetor Longin, die wirklichen Gesinnungen eines Kriegers! Er verlangt nicht das Leben; ein Held war dieser Niederträchtigkeit nicht fähig; weil er aber keine Gelegenheit sieht, seinen Mut in der Dunkelheit sehen zu lassen, so verdrüßt es ihm, daß er nicht streiten soll; er verlangt also, daß der Tag geschwind anbreche, damit er seinem großen Herzen wenigstens ein ihm würdiges Ende herbeibringe, wenn er auch mit dem Jupiter selbst zu streiten haben sollte.“

„Grand Dieu, rends nous le jour, et combats contre nous!“  
La Motte.

„Ei, meine Herren! werde ich dem Longin und dem Boileau antworten! hier ist gar nicht die Frage von den Gefinnungen, welche ein Krieger haben muß, auch nicht von der Rede, welche er in den Umständen, worinne Ajax war, führen muß. Homer wußte dieses ohne Zweifel ebenso gut wie ihr. Hier kömmt es nur darauf an, daß man zwei Verse des Homers richtig überseze. Und wenn es nun von ohngefähr geschehen sollte, daß dasjenige nicht darinne stünde, was ihr lobt: wie würde es denn mit euern Lobeserhebungen und Betrachtungen stehen? Was wird man von dem Longin, dem Boileau und La Motte denken müssen, wenn sie von ohngefähr etwa gottlose Prahlereien da gefunden hätten, wo nichts als ein erhabnes und pathetisches Gebet ist? Man lese und überlese die zwei Verse des Homers so vielmal, als man will, so wird man doch nichts als dieses darinne finden: „Vater der Götter und Menschen, Ζεὺ πάτερ, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen bedeckt, und wenn du beschlossen hast, uns zu verderben, so verderbe uns wenigstens bei hellem Himmel!“

„Faudra-t-il sans combats terminer sa carrière?

Grand Dieu, chassés la nuit, qui nous couvre les yeux,  
Et que nous périssions à la clarté des cieux.“

„Wenn diese Uebersetzung nicht das Pathetische des Homers ausdrückt, so findet man doch wenigstens nicht den Mißverstand darinne, welchen Boileau und La Motte hineingebracht haben. Hier ist gar keine Herausforderung des Jupiters; man sieht nichts als einen Held, welcher bereit ist, zu sterben, wann es Jupiter so verlangt, und keine andre Gnade von ihm erbittet, als kämpfend sterben zu können. Ζεὺ πάτερ, Jupiter! Vater! Würde ein Menippus wohl den Jupiter so anreden? . . . Diese Stelle,“ fährt er fort, „beweiset genugsam, daß es gar nicht nötig ist, dem Homer Schönheiten zu leihen, und daß man oft dadurch in Gefahr kömmt, ihm diejenigen zu nehmen, welche er wirklich hat. Man mag ein noch so großes Genie sein, so wird man dasjenige doch nimmermehr besser sagen, was Homer gut gesagt hat. Laßt uns ihn erst verstehn lernen, ehe wir ihn verschönern wollen! Er ist aber von den poetischen Hieroglyphen, von welchen ich vorher geredet habe, so voll, daß man sich nicht einmal, wenn man ihn auch zum zehnten Male lieset, schmeicheln darf, alles gesehn

zu haben." . . . Der Verfasser merkt hierauf an, daß jede Kunst der Nachahmung ihre Hieroglyphen habe und daß es zu wünschen sei, wenn ein kundiger und zärtlicher Schriftsteller ihre Vergleichung unternehmen wollte. Hier gibt er dem Hrn. Batteur zu verstehen, daß man von ihm diese Arbeit erwartet und daß diejenigen, welche seine Einschränkung der schönen Künste auf die Nachahmung der schönen Natur gelesen hätten, berechtigt zu sein glaubten, von ihm eine genaue Erklärung, was denn die schöne Natur sei, zu verlangen. Ohne diese würde seinem Werke der Grund und ohne jene die Anwendung fehlen. In Erwartung wagt er von der ersten Arbeit selbst eine Probe, wozu er die vortreffliche Stelle des Virgils gewählt hat.

„Illa graves oculos conata attollere, rursus  
Deficit. Infixum stridet sub pectore vulnus.  
Ter sese attollens cubitoque annexa levavit;  
Ter revoluta toro est, oculisque errantibus alto  
Quaesivit coelo lucem, ingemuitque reperta.“

Die Tonkünstler und Maler mögen es beurteilen, ob er in ihren Künsten den poetischen Hieroglyphen gleichgeltende angegeben hat . . . Zum Schlusse kommt er auf die französische Sprache wieder zurück; er erteilt ihr noch einmal den Vorzug vor allen Sprachen in den nützlichen Sachen und spricht ihr auch in dem Angenehmen ihre Stärke nicht ab, wann sie in den Händen eines Meisters ist. „Ein Werk,“ schließt er, „welches von dem Genie unterstützt wird, fällt nie, es mag in einer Sprache geschrieben sein, in welcher es will.“

Wir haben uns bei diesem kleinen Werke ein wenig lange aufgehalten, und gleichwohl haben wir nichts als einige Blumen daraus aussuchen können. Wir hoffen aber, daß sie dem Leser angenehmer sein werden als ein halb Duzend Büchertitel, mit einem nichts beurteilenden Urtheile verlängert, das voller kindischen Ausrufungen, lächerlichen Anspielungen und unnötigen Versicherungen ist, wie wert uns der allerwerteste Herr Verfasser sei.

Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrtümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot herauszulassen wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als

sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit;“  
v. Kleist.

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesezt auch, ein solcher Weltweise wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiligt haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebensowenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. Wenn man einer Art von Schriftstellern das Handwerk legen will, so sei es diejenige, welche uns das Laster angenehm macht. Dem witzigen Wollüstler nehme man die Feder, welcher sich nicht scheuet, die Mädchenschulen, unglücklich genug, zu vernehmen.

Dieser Gedanke könnte eine Art des Ueberganges zu folgendem Buche sein, wann wir in einem Blatte, wie das gegenwärtige ist, die Uebergänge nötig hätten. Der Herr De la Mettrie, ein Name, bei dem man vielerlei denken kann, hat die Welt mit einer neuen Geburt seines Witzes beschenkt, welche die Aufschrift führet: Die Kunst, zu genießen.\*) Er hätte sich noch kürzer, obgleich ein wenig dunkler fassen können, wann er sie die Porneutik überschrieben hätte. Wem die geheimste Bedeutung des französischen Worts genießen unbekannt ist, dem wird der Vers aus dem Lucrez zu statten kommen, welcher mehr als ein ganz artigs Bild anstatt der Titelvignette enthält.

„Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas.“

Der züchtigste Begriff, den wir davon machen können, ist, wenn wir sagen, daß der Verfasser darinne die Wollust in ihren verschiedenen, und zwar den ausgesuchtesten Stellungen malt. Die Züge zeigen von keiner Meisterhand; die Colorite ist blendend, und die Farben sind mehr unter einander gefleckt als vertrieben. „Bergnügen,“ hebt er an, „höchster Beherrscher der Götter und Menschen, vor welchem alles, auch sogar die

\*) L'Art de jouir. *Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas.* Lucr. à Cythère. 1751. in 8. auf 8½ Bogen.

Bernunft verschwindet; du weißt, wie tief mein Herz dich anbetet, du weißt alle die Opfer, die es dir gebracht hat. Ich weiß nicht, ob ich an den Lobsprüchen, die ich dir gebe, werde teilhaben; ich würde mich aber für deiner unwert halten, wenn ich nicht aufmerksam wäre, mich deiner Gegenwart zu versichern und mir selbst von allen deinen Wohlthaten Rechnung abzulegen. Die Dankbarkeit würde ein allzu schwacher Zoll sein; ich füge also die Untersuchung meiner süßesten Empfindungen hinzu." In diesem Tone fährt er einige Seiten fort, bis er endlich auf der elften ausruft: „O Natur! o Liebe! werde ich auch in das Lob eurer Reize alle die Entzückungen bringen können, mit welchen ich eure Wohlthaten schmecke!" Sollte man nicht glauben, daß nach einer solchen Ausrufung ein Franzose, das ist ein geborner witziger Kopf, wie man behauptet, sich ganz besonders anstrengen würde? Wahrhaftig, es ist auch geschehen. Und wie? Er hat einen Deutschen ausgeschrieben. Die Ode des Hrn. von Hallers an Doris ist es, welcher dieses Glück widerfahren ist. Wir müssen die ganze Stelle einrücken, damit unsere Leser nicht glauben, wir scherzten. „Komm, Phyllis," spricht der französische Haller, „laß uns in das kühle Thal herabsteigen! Alles schläft in der Natur, wir allein sind wache. Komm unter jene Bäume, wo man nichts als das sanfte Geräusche ihrer Blätter höret. Der verliebte Zephyr ist es, welcher sie belebt. Siehe, wie sie sich gegeneinander bewegen und dir das Zeichen geben, ihnen nachzuahmen." Wie unglücklich hat sich der Herr De la Mettrie seinen Raub zu nuße gemacht. Man vergleiche!

„Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,  
 Laß uns den stillen Grund besuchen,  
 Wo nichts sich regt, als ich und du.  
 Nur noch der Hauch verliebter Weste  
 Belebt das schwanke Laub der Nester  
 Und winket dir lieblosend zu.“

„Sprich, Phyllis, fühlst du nicht eine süße Bewegung, eine angenehme Wehmut, welche dir unbekannt ist? Ja, ich sehe den glücklichen Eindruck, welchen dieser geheimnisvolle Ort auf dich gemacht hat. Das Feuer deiner Augen wird gelinder; dein Blut rollt mit mehrerer Geschwindigkeit; es schwellt deinen schönen Busen, es belebt dein unschuldiges Herz.“

„Sprich, Doris, fühlst du nicht im Herzen  
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,  
Die süßer sind als alle Lust?  
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?  
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder  
Und schwellt die unschuldsvolle Brust?“

„Wie ist mir! Was für neue Empfindungen! sprichst du...  
Komm, Phyllis, ich will sie dir erklären.“

„Ich weiß, daß sich dein Herz befraget  
Und ein Gedank' zum andern jaget:  
Wie wird mir doch? Was fühle ich“ 2c.

„Deine Tugend erwacht; sie fürchtet, überrascht zu werden,  
und ist es schon. Die Scham scheint deine Unruhe mit deinen  
Reizen zu vermehren. Dein Ruhm verwirft die Liebe, aber  
dein Herz verwirft sie nicht.“

„Du staunst. Es regt sich deine Tugend,  
Die holde Farbe keuscher Jugend  
Deckt dein verschämtes Angesicht;  
Dein Blut wallt von vermishtem Triebe,  
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe,  
Allein dein Herz verwirft sie nicht.“

„Umsonst widersehest du dich; jeder muß seinem Geschicke  
folgen; dem deinigen hat nichts, glücklich zu sein, gefehlt, als  
die Liebe. Du wirst dich nicht eines Glücks berauben, welches  
sich verdoppelt, indem man es teilt. Du wirst die Schlingen  
nicht vermeiden, welche du der ganzen Welt legst: wer zweifelt,  
der hat sich schon entschlossen.“

„Mein Kind, erheitre deine Blicke,  
Ergib dich nur in dein Geschicke,  
Dem nur die Liebe noch gefehlt.  
Was willst du dir dein Glück mißgönnen?  
Du wirst dich doch nicht retten können;  
Wer zweifelt, der hat schon gewählt.“

„D könntest du nur den Schatten von dem Vergnügen empfin-  
den, welches zwei Herzen schmecken, die sich einander ergeben;  
du würdest von dem Jupiter alle die verdrüßlichen Augen-  
blicke, alle die leeren Stellen deines Lebens, die du ohne  
Liebe zugebracht hast, zurückfordern.“

„D könnte dich ein Schatten rühren  
 Der Wollust, die zwei Herzen spüren,  
 Die sich einander zgedacht,  
 Du fordertest von dem Geschieke  
 Die langen Stunden selbst zurücke,  
 Die dein Herz müßig zugebracht.“

„Wann sich eine Schöne ergeben hat; wann sie nur für den  
 noch lebt, welcher für sie lebt; wann ihre Weigerungen nichts  
 mehr als ein notwendiges Spiel sind; wann die Zärtlichkeit,  
 welche sie begleitet, die verliebten Räubereien recht spricht und  
 nichts als eine sanfte Gewalt fordert; wann zwei schöne  
 Augen, deren Bestürzung die Reize vermehret, heimlich ver-  
 langen, was der Mund ausschlägt; wann die geprüfte Liebe  
 des Liebhabers von der Tugend selbst mit Myrten gekrönet  
 wird; wann die Vernunft keine andre Sprache führt als die  
 Sprache des Herzens; wann . . die Ausdrücke fehlen mir,  
 Phyllis; alles, was ich dir sage, ist nichts als ein leichter  
 Traum von diesem Vergnügen. Angenehme Wehmut! süße  
 Entzückung! Umsonst wagt der Witz, euch auszudrücken; das  
 Herz selbst kann euch kaum begreifen.“

„Wann eine Schöne sich ergeben,  
 Für den, der für sie lebt, zu leben,  
 Und ihr Verweigern wird zum Scherz;  
 Wann nach erkannter Treu' des Hirten  
 Die Tugend selbst ihn kränzt mit Myrten  
 Und die Vernunft redt wie das Herz;

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,  
 Verliebter Diebstahl, reizend Ringen  
 Mit Wollust beider Herz beräuscht,  
 Wann der verwirrte Blick der Schönen,  
 Ihr schwimmend Aug' voll leichter Thränen,  
 Was sie verweigert, heimlich heischt.“

„Du seufzest, du fühltest die süße Annäherung des Vergnügens!  
 Liebe, wie anbetenswürdig bist du! Wann dein Bild Be-  
 gierden erweckt, was wirst du nicht selbst thun?“

„Du seufzest, Doris! wirst du blöde?  
 O selig! flößte meine Rede  
 Dir den Geschmack des Liebens ein!

Wie angenehm ist doch die Liebe!  
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,  
Was wird das Urbild selber sein!"

"Genieße, Phyllis, genieße deiner Reize: nur schöne für sich  
sein heißt schöne zur Qual der Menschen sein."

"Mein Kind, genieße deines Lebens,  
Sei nicht so schön für dich vergebens,  
Sei nicht so schön für uns zur Qual!"

"Fürchte weder die Liebe, noch den Geliebten! Du bist ein-  
mal Meisterin von meinem Herzen, du wirst es ewig bleiben.  
Die Tugend erhält leicht diejenigen, welche die Schönheit be-  
siegt hat."

"Zudem, was hast du zu befahren?  
Laß andre nur ein Herz bewahren,  
Das, wer's besessen, gleich verläßt.  
Du bleibst der Seelen ewig Meister;  
Die Schönheit fesselt dir die Geister,  
Und deine Tugend hält sie fest."

Wir müssen noch einige Strophen weglassen, welche er ebenso getreulich untreu abgeschrieben hat. Ich weiß nicht, was der für eine Stirne haben muß, welcher sich fremde Gedanken auf eine so unerlaubte Art zueignet? Was für eine Beleidigung gegen einen tugendhaften Dichter, seine unschuldigen Empfindungen unter Priapeische Ausrufungen vermengt zu sehen! Es ist das zweite Unrecht, welches dem Herrn von Haller durch den Herrn De la Mettrie geschieht. Doch vielleicht ist dieses nur eine Folge von dem ersten. Da er in der Zueignungsschrift seines Werks, Der Mensch eine Maschine, sich die Gedichte dieses Mannes gelesen zu haben rühmte, so hat er vielleicht jezo dadurch, daß er sie ausgeschrieben, beweisen wollen, daß er sie wirklich gelesen habe, woran man damals zweifeln konnte, weil die französische Uebersetzung noch nicht heraus war. Doch er glaubt wohl gar sein Original verschönert und uns eine Probe gegeben zu haben, wie sehr ein deutsches Gedichte umgeschmolzen werden müsse, wenn es im Französischen nur erträglich sein solle? So gut es auch wäre, wann die witzigen Schriften der Deutschen bei den Franzosen bekannter würden, so wenig wollten wir wünschen, daß es durch diesen Weg geschehen möge. Sie würden offenbar mehr dabei verlieren als gewinnen.

## Monat Julius 1751.

## Die Liebe macht edel. Eine Geschichte.

Daß die Liebe eine gefährliche Leidenschaft sei, ist eine Wahrheit, welche durch tausend Exempel bestätigt zu sein scheint. Man höre nur die geschwornen Menschenfeinde, welche sich eine Ehre daraus machen, Empfindungen zu verlästern, die sie niemals gefühlt haben; es ist die Liebe, welcher sie alle Unordnungen zuschreiben, über die sie ewige Klagen auszuschütten sich zum Gesetze gemacht haben. Ich unterstehe mich, ihr Vorurteil zu bestreiten. Die Liebe, wenn ich mich so ausdrücken darf, nimmt die Farbe der Seele an, welche sie besitzt. Selten macht sie aus einem ehrlichen Mann einen Schelm, oft genug aber aus einem Schelm einen ehrlichen Mann. Die Begierde, zu gefallen, läßt uns gemeiniglich die Neigungen, den Geschmack, die Denkungsart des geliebten Gegenstandes annehmen; besonders wann sie der natürlichen Rechtschaffenheit nicht entgegen sind, welche jeder Mensch in dem Innersten seines Herzens eingegraben trägt. Zwar kann ein Ehrliebender durch den betrüglischen Schein hintergangen werden, er kann sein Herz einem verachtungswürdigen Gegenstande überlassen; doch der Betrug dauert nicht, und sobald ihm eine genaue Untersuchung in seiner Geliebten wesentliche Fehler entdeckt, steht er nicht einen Augenblick an, sich von seiner Liebe zu heilen. Ich weiß, daß diese Regel einige Ausnahme leidet und daß eine übel angebrachte Neigung oft die Tugend, die die gegründetste zu sein schien, verführet hat. Ich behaupte aber, daß diese Tugend sehr schwach gewesen ist, und allenfalls, daß diese Ausnahmen die Wahrheit nicht umstoßen, welche ich vortrage. Folgendes Beispiel wird sie am besten beweisen.

Ein reicher Kaufmann in Paris hatte eine einzige Tochter, Marianne. Sie war ein vollkommenes Frauenzimmer. Sie war überdies Erbin; konnte es ihr an Anbetern fehlen? Ihr Vater, Dupuis, hatte für seine Tochter eine unumschränkte Zärtlichkeit. Er überließ ihr die Wahl eines Gemahls und versprach ihr, ohne Ausnahme den für seinen Eidam anzunehmen, auf welchen sie fallen würde. Marianne war von einer alten Mansfoll erzogen worden, welche kein ander Vermögen als ihren Adel besaß, von welchem sie so eingenommen

war, daß sie sich ohnmöglich einbilden konnte, daß ein gemeiner Mann edel denken und handeln könne. Diese Gesinnung theilte sie ihrer Untergebenen mit, und Marianne faßte den festen Entschluß, ewig Jungfer zu bleiben, oder diesen Namen nur einem Edelmann aufzuopfern, sollte es auch der ärmste Kadett sein, der in ganz Gascognen zu finden wäre. Sie hatte schon verschiedne ansehnliche Partien ausge schlagen, als sie von ohngefähr einen gewissen Menschen in Bedienungen, dessen Vermögen unermesslich war, kennen lernte. Er mag Disenteuil heißen. Sein Vater hatte, als er sein Dorf verließ, die Livree getragen und war von Stufe zu Stufe bis zur Stelle eines Oberpächters gestiegen. Es war ihm gelungen, seinem Sohne das äußerliche Ansehen eines ehrlichen Mannes zu geben; die Gesinnungen eines ehrlichen Mannes aber konnte er ihm nicht beibringen, und er hatte sie selbst nicht. Disenteuil war durch den Tod seines Vaters sein eigener Herr geworden, und kaum hatte er Mariannen gesehen, als er sie zu seiner Frauen zu machen beschloß. Nach den Grundsätzen, welche sie hatte, mußte ihr diese Heirat am wenigsten anstehen. Sie war überzeugt, daß man ohne Nachteil der Ehrlichkeit nicht auf einmal reich werden kann, und erklärte also ihrem neuen Liebhaber rund heraus, daß sie nimmermehr die Ehre seiner Verbindung annehmen würde. Disenteuil war durch diese abschlägliche Antwort erbittert. Er suchte die Ursache davon, er fand sie und nahm sich vor, Mariannen an ihrer empfindlichsten Seite zu strafen. Er hatte an der Thüre seines Palasts einen wohlgewachsenen Burschen bemerkt, welcher, so sehr ihn auch der Schweiß verstellte hatte, ungemein wohl aussah. Diesen wollte er zu dem Werkzeuge seiner Rache machen. Er nahte sich ihm und fragte ihn dieses und jenes. Robillard, so hieß dieser Bursche, hatte Verstand, und Disenteuil freute sich zum voraus über seine Wahl. Er versprach ihm, sein Glück zu machen, wann er ihm einen unumschränkten Gehorsam schwören wollte. Robillard that es und erhielt etwas Geld, sich zu kleiden, mit dem Befehle, des Tages drauf sich an einem gewissen Orte einzufinden. Er fand sich ein, und kaum erkannte ihn Disenteuil unter seinem neuen Aufzuge. Er ließ ihn nach Rouen abreisen, wo er ihn einem seiner Freunde empfahl und ihm ein halbes Jahr alle Meister hielt, welche sein Außerliches auszubilden fähig sein konnten. Er legte sich besonders auf das Italienische, welches er sprechen lernte.

Der Freund schrieb an den Disenteuil, daß er vollkommen wohl mit dem jungen Menschen zufrieden wäre, den er ihm empfohlen hätte. Disenteuil reiste sogleich ab und überzeugte sich mit eignen Augen, daß sein Schauspieler die bestimmte Rolle zu spielen imstande sei. Er erklärte ihm nunmehr, daß er sich durch ihn an der hochmütigen Marianne zu rächen willens wäre, und Robillard ließ sich ohne viel Bedenken in sein Unternehmen ziehen; doch mußte er ihm vorher versprechen, alle Angelegenheiten, so daraus erfolgen könnten, über sich zu nehmen. Er reiste hierauf mit seinem Patrone fort, welcher ihn in verschiednen guten Häusern als einen jungen Italiener, den man ihm empfohlen habe, vorstellte. Robillard spielte seine neue Person vortrefflich; er machte hier und da Bekanntschaften und kam auch zu dem Herrn Dupuis, unter dem Vorwande, Verschiednes bei ihm zu kaufen. Weil er bar bezahlte und ohne viel zu handeln, so ward er gar bald ein Freund des Hauses. Er sah Mariannen und empfand für sie, was man Geschmacke, Begierde nennen sollte, und was man ganz unrecht Liebe nennt. Er schlug verschiedne Ergötzungen vor, und seine Vorschläge wurden angenommen, bis es nach und nach so weit kam, daß er dem Herrn Dupuis frei erklärte, er sei von den Eigenschaften der schönen Marianne bezaubert und würde die Ehre, sein Schwiegersohn zu werden, für das größte Glück ansehen, welches ihm begegnen könnte. Dupuis bezeugte ihm seine Erkenntlichkeit und bat sich Zeit aus, seine Tochter dazu vorzubereiten. Robillard begriff leichte die Ursache dieses Aufschubs und kam dem Kaufmanne auf die Art zuvor, wie man sie ihm unter den Fuß gegeben hatte. „Es würde sehr ungerecht sein,“ sagte er, „wann ich verlangte, daß Sie mir wegen meines Vermögens und meiner Geburt auf mein Wort glauben sollten. Die Welt ist voller Herumschweifer, welche Abenteuer suchen, und so groß mein Verlangen auch ist, mich als der Gemahl der reizenden Marianne zu sehen, so verlange ich doch ihre Hand nicht eher, als bis Sie meinerwegen alle Erkundigungen, welche Ihnen Ihre Klugheit an die Hand gibt, werden eingezogen haben.“ Hier nannte Robillard dem Herrn Dupuis einen reichen Wechsler, an welchen er gewiesen sei, und der ihm nur noch vor drei Monaten beträchtliche Summen ausgezahlt habe. Mit diesem Wechsler hatte es seine Richtigkeit. Disenteuil wußte nämlich, daß er die Familie kenne, deren Namen er den Robillard hatte

annehmen lassen, und ließ ihm also von dem Orte, wo diese Familie war, Wechselbriefe und Gelder übermachen; so daß der Wechsler nicht im geringsten anstand, dem Herrn Dupuis zu bekräftigen, daß er für seine Tochter keine bessere Wahl treffen könnte. Es kam also auf nichts weiter als auf die Einwilligung der Marianne an. Der vorgegebene Marquis gefiel ihr, sie wollte aber seinen Charakter kennen lernen und glaubte nicht, daß man sich auf den ersten Anblick verlassen müsse, wenn man eine Verbindung eingehen wollte, wovon das Glück oder Unglück des ganzen Lebens abhänge. Sie ließ also dem Robillard zu verstehen geben, daß es ihr angenehm sein würde, wenn man die Heirat noch einige Zeit verschöbe, und weil sie in der Untersuchung, welche sie anzustellen sich vornahm, nicht zerstreuet werden wollte, so schlug sie ihm vor, sie auf das Landgut zu begleiten, wohin sich ihr Vater alle Jahre einmal begab. Disenteuil, welcher bei dem Worte Aufschub gezittert hatte, faßte wieder neuen Mut, als er hörte, daß es auf das Land gehen sollte. Indem hier nun Marianne bemüht war, den Charakter des Robillard zu erkennen, entdeckte sie ihm alle Schönheiten des ihrigen, und endlich fing dieser Mensch, bei welchem bisher die Gewissensbisse sehr schwach gewesen waren, an, sein Unternehmen als eine Handlung anzusehen, welche die größten Züchtigungen verdiene. Die Liebe entdeckte ihm, was er der Redlichkeit und der Ehre schuldig sei; und so wie diese Liebe alle Augenblicke zunahm, so wurden auch seine Gewissensbisse stärker und stärker. Er bestritt sie eine Zeitlang, weil er nicht ohne Entsetzen den Zustand überlegen konnte, in welchen er sich dadurch stürzen müßte. Alles verschwand vor ihm in dem Augenblick, da er die Larve ablegen würde. Nichts blieb ihm übrig als seine Liebe, welche sein ganzes Leben zu beunruhigen drohte, gesetzt, daß er auch in einen andern Stand gelangen möchte, als derjenige war, aus welchem ihn Disenteuil gerissen hatte. Doch zuletzt blieb die Tugend die stärkste. Marianne erklärte ihrem Vater, daß sie bereit wäre, dem Marquis die Hand zu geben, und sie wollte ihm selbst sein Glück ankündigen. Eine Traurigkeit, welche Robillard vergebens zu verbergen bemüht war und welche sie für eine Wirkung seiner Liebe hielt, hatte sie zu seinem Vortheile schlüssig gemacht, da sie ohnedem mit allem, was sie an seinem Charakter beobachtet hatte, vollkommen zufrieden war. Wie groß aber war ihre Bestürzung, als sie ihren Liebhaber in keine von

den Entzückungen geraten sahe, die sie erwartet hatte. Der lebhafteste Schmerz verriet sich in dem Gesichte des Robillards, und die Thränen entronnen ihm wider seinen Willen. Nachdem er eine lange Zeit in einem tiefen Nachdenken wie vergraben gewesen war, erhob er sich, küßte Mariannen die Hand, ohne daß er sich getraute, sie anzusehen, und machte sich aus dem Zimmer. Marianne wußte nicht, wem sie eine so wunderliche Aufführung zuschreiben sollte; sie ließ ihren Vater rufen, und indem sie ihm noch das, was vorgefallen war, erzählte, so kam ein Bedienter und meldete, der Marquis sei zu Pferde gestiegen und habe hinterlassen, daß man gegen Abend Nachricht von ihm haben sollte. Dupuis und seine Tochter erwarteten sie mit der größten Ungebuld. Gegen 7 Uhr kam auch in der That ein Mann mit einem Pachte und einem Briefe. Der Brief war an Mariannen gerichtet und dieses Inhalts:

„Mademoisell,

„Es wird mir teuer zu stehen kommen, Ihnen alle die Verbrechen zu entdecken, deren ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe; doch was vermag nicht bei mir die Furcht, Sie ins Unglück zu stürzen? Diese Furcht ist es, welche mich abhält, den verhaßten Vorsatz Ihrer Verführung zustande zu bringen, und mich schlüssig macht, lieber in das Nichts wieder zurückzufallen, woraus man mich gezogen hat, als ein Glück zu genießen, welches ich nicht anders als durch Ihre Entehrung besitzen könnte. Ich bin in der Klasse der allerverächtlichsten Menschen geboren; und Sie wegen der abschläglichen Antwort zu strafen, hatte man mich zu Ihrem Gemahl zu machen beschlossen. Zehntausend Livres, welche bei einem Wechsler in London niedergelegt worden sind, waren der Preis meiner Schandthat. Ich kannte die Abscheulichkeit derselben noch nicht, als ich mich dazu überreden ließ; die Liebe aber, welche sie mir eingesflößt hat, hat mir die Augen eröffnet. Ihr bin ich die Empfindungen der Ehre schuldig, nach welchen ich künftig meine Aufführung einzurichten entschlossen bin; Empfindungen, welche ich so lange behalten und schätzen werde als meine Liebe. Verzeihen Sie mir dieses Wort, Mademoisell; es muß Sie beleidigen, denn Sie waren nicht gemacht, sie Menschen von meinem Stande beizubringen. Doch Sie denken allzu edel, als daß Sie sich über die Wirkung Ihrer Reize, welche mich gänzlich verwandelt haben, erzürnen sollten. Meine Tugend werde ich niemanden als Ihnen schuldig sein. Wie

glücklich, wann Sie meine Neue dahin bringt, daß Sie ohne Abscheu an mich denken können! Wann Sie diesen Brief erhalten, werde ich schon aus Paris sein, welches ich auf ewig verlasse. Die Kriegsdienste eröffnen mir eine rühmliche Zuflucht, und ich hoffe, durch Vergießung meines Bluts für das Vaterland bald das Verbrechen auszuföhnen, dessen ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe. Ich habe lange Zeit bei mir angestanden, ob ich Ihnen den Namen desjenigen entdecken soll, welcher mich zu dieser Niederträchtigkeit verführet hat; zuletzt aber fand ich, daß ich Sie notwendig in den Stand setzen müsse, künftig seine Verfolgung vermeiden zu können. Lassen Sie also, wenn es Ihnen gefällig ist, dem Herrn Disenteuil die Kleider, die Edelsteine und das Geld, welches ich hier zurückschicke, wieder zustellen: ich mag nichts behalten, worüber ich erröten müßte."

Es ist unmöglich, die Bestürzung auszudrücken, in welche Herr Dupuis und seine Tochter bei Lesung dieses Briefes gerieten. Der Unwille war die erste Empfindung, welche sich ihnen lebhaft fühlen ließ. Ein solches Abenteuer, wenn es bekannt würde, war fähig, Mariannen nicht wenig Nachtheil zu verursachen; und gesetzt auch, daß es verborgen blieb, was würde die Welt von der Verschwindung des Marquis denken, dessen Bemühungen um Mariannen so öffentlich gewesen waren? Mit diesen Gedanken brachte der Vater die ganze Nacht zu, und da er sich nicht entschließen konnte, die Spöttereien auszuhalten, welche ihm seine Leichtgläubigkeit von allen Seiten zuziehen würde, so nahm er sich vor, Paris zugleich zu verlassen, da er ohnedem Geld genug besaß, die Handlung aufgeben zu können. Er entdeckte Mariannen seinen Entschluß und bat sie, ihm ihre Meinung zu sagen. Marianne hatte die Nacht ebenso unruhig zugebracht als ihr Vater. Mitten in ihrem Zorne gegen den Robillard hatte sie eingesehen, wie viel ihr dieser Mensch aufopferte, und sie konnte sich nicht enthalten, die Größe seiner Seele zu bewundern, welche ihn, seinem Glücke und seiner Liebe zu entsagen, getrieben hatte. "Was suchte ich denn in einem von Adel?" fragte sie sich selbst. "Eine große und tugendhafte Seele. Doch ich irrte mich; das Edle der Gesinnungen kann mit dem Niedrigen der Geburt ganz wohl bestehen. Robillard ist der Beweis davon. Warum sollte ich mich schämen, das Unrecht, welches ihm das Glück erzeigt hat, gut zu machen? Warum sollte ich zugeben, daß er das

Opfer seiner Redlichkeit würde?" Zu diesen Empfindungen gesellte sich noch ein lebhaftes Verlangen, den Disenteuil zu beschämen. Konnte sie ihn mehr erniedrigen, als wenn sie ihm diesen Kobillard vorzöge, welchen er als den Verächtlichsten unter allen Menschen ansah? Sie entschloß sich also dazu, vorausgesetzt, daß ihr Vater gütig genug wäre, ihr seine Einwilligung nicht zu versagen. Der gute Mann machte anfangs Schwierigkeiten, aus Furcht, was die Welt von einer solchen Heirat sagen würde. Doch seine Tochter zeigte ihm klar, daß sie lange nicht so viel sagen könnte, wenn sie diese Heirat vollzögen, als wenn sie sie nicht vollzögen. Kobillard hatte frei mit ihr gelebt, zwar vor den Augen des Vaters, doch die Bosheit des Disenteuil würde diesen Umgang gewiß auf der nachtheiligsten Seite vorstellen. Er würde sich ein unmenschlich Vergnügen daraus machen, einem jeden, der ihn anhören wollte, Histörchen davon in das Ohr zu erzählen, und ihre Abwesenheit würde allem, was er sagte, einen Schein der Wahrheit geben. Herr Dupuis war nicht sowohl von den Gründen seiner Tochter überführt, als von der Liebe gerührt, die sie, wie er glaubte, gegen den Kobillard hegte, welchen er selbst als seinen Sohn geliebt hatte. Er versprach also der Marianne, ihr in allen Stücken freie Gewalt zu lassen, wann sie den Aufenthalt ihres Geliebten entdecken könnte. Dieses schien schwer zu sein. Der Brief hatte keine Unterschrift, und der Ort war nirgends genannt, nach welchem er sich von Paris begeben wollte. Marianne fragte den Bedienten, ob der Mann, welcher das Paßt gebracht, nichts gesagt hätte, was den Aufenthalt des Kobillards verraten könnte. Man antwortete ihr, nein; ein anderer Bedienter aber kannte diesen Mann, zu welchem sich Marianne bringen ließ und von ihm erfuhr, daß derjenige, nach welchem sie fragte, unter dem Regimente des Grafen von D\*\* Dienste genommen habe. Herr Dupuis kannte diesen Grafen, und er begab sich sogleich mit seiner Tochter zu ihm, die Entlassung dieses neuen Soldaten von ihm zu erbitten. Der Kapitän willigte in Ansehung seines Obersten ganz gerne darein, und Kobillard, welcher schon in Thionville war, bekam Befehl, mit einem Sergenten wieder nach Paris zu kommen. Der Oberste wußte noch nicht, welchen Anteil Marianne an diesem jungen Menschen nahm, als er ihm einen Brief von seinem Hauptmann überbrachte. Sein gutes Ansehen gefiel ihm ungemein, und nach verschiednen

andern Fragen that er auch diese an ihn, ob er den Herrn Dupuis kenne. Bei diesem so werthen Namen ward Robillard auf einmal niedergeschlagen und glaubte, daß nunmehr sein Verderben unvermeidlich sei. „Die anbetenswürdige Marianne,“ sagte er zu dem Grafen, „will meinen Tod; sie wird ihn aber bloß einige Tage beschleunigen. Der Schmerz, sie betrogen zu haben, konnte mir nicht anders als tödlich sein. Ich würde zwar seine Wirkung nicht erwartet haben, und mein Wille war, mich in alle Gefahren zu stürzen, um ihr das Opfer je eher je lieber zu bringen.“ Diese Rede war für den Obersten ein Räthsel; Robillard aber gab ihm den Schlüssel dazu, und dieser Herr, welcher von der Neue und von den Verdiensten dieses jungen Menschen gerühret war, fürchtete selbst, Marianne möchte in der That die Absicht haben, sich zu rächen, und bot ihm Geld an, sich in fremde Länder zu begeben, um ihrem Haffe zu entgehen. Robillard dankte ihm auf das lebhafteste, sein Anerbieten aber schlug er aus. „Ich bin strafbar,“ sagte er, „und ich werde vergnügt sterben, wenn Marianne ihren Zorn, den ich verdienet, in meinem Blute stillen kann.“ Er wollte sogleich hingehen, sich zu ihren Füßen zu werfen; der Oberste aber setzte sich dawider und schickte hin, den Herrn Dupuis und seine Tochter zu sich bitten zu lassen. Sobald er Mariannen sahe, welche ihn mit vieler Hitze fragte, ob er keine Nachricht von Robillarden hätte, nahm er sie bei der Hand und sahe sie steif an. „Wem soll ich,“ sagte er, „Ihre Hitze schuld geben? So viel Lebhaftigkeit verrät entweder viel Haß oder viel Liebe; sagen Sie mir, von welcher dieser beiden Leidenschaften Sie getrieben werden!“ „Von Liebe,“ antwortete Marianne und errötete, „doch ich weiß nicht,“ fuhr sie fort, „warum ich rot werde, da Robillard, sobald er anlangt, mein Gemahl werden soll.“ Sie war willens, dem Obersten die ganze Geschichte zu erzählen, als er sie umfaßte und sagte: „Liebenswürdige Marianne, ich beneide das Glück Ihres Geliebten, ich glaube aber, daß er es verdient; Ihre Empfindungen machen Sie in meinen Augen weit reizender als Ihre Schönheit, welche ich bis jezo bewundert habe.“ Sogleich ließ der Graf Robillarden rufen, welcher über die Gegenwart des Herrn Dupuis und seiner Tochter erstaunte und sich zu ihren Füßen warf. Marianne kündigte ihm sein Glück an, er hatte aber Mühe, es zu glauben. Der Oberste versprach Mariannen, ihrem Geliebten eine Com-

pagnie zu verschaffen, und drei Tage darauf ward die Hochzeit öffentlich vollzogen. Den Tag vor der Hochzeit schrieb Marianne folgende Zeilen an den Disenteuil:

„Sie werden mir erlauben, mein Herr, daß ich Ihnen die lebhafteste Dankbarkeit bezeige und Sie ersuche, mir die Ehre zu erweisen, der Vollziehung meiner Verbindung beizuwohnen, welche Ihr Werk ist. Ich hatte beschlossen, meine Hand nur einem Edeln zu geben, und ich verstand darunter einen Menschen, welcher edle Gefinnungen habe. Ich muß es aber gestehen, ich war in dem Irrtume, daß ich glaubte, edle Gefinnungen könnten nur eine notwendige Folge einer edeln Geburt sein. Sie haben mir diesen Irrtum benommen. Die Liebe, welche dem Robillard Empfindungen beigebracht hat, wovon Sie niemals den geringsten Begriff haben werden, hat ihm in meinen Augen alle Vorzüge des Adels gegeben, welche mir um um so viel schätzbarer vorkommen, da er sie sich allein zu danken hat. Ich heirate ihn morgen, und ohngeachtet des Abscheus, mit welchem mich Ihr Verfahren gegen Sie erfüllen sollte, werde ich zeit meines Lebens daran denken, daß ich das Glück meines Lebens dem verächtlichsten unter allen Menschen zu danken habe.“

Der Oberste hielt dem Robillard sein Wort. Er riß sich aus den Armen seiner Geliebten, und nachdem er sich bei Fontenay vor den Augen des Königs vorgethan hatte, erkundigte sich dieser Monarch nach seinem Namen. Der König erfuhr von dem Obersten sein besonders Abenteuer und ließ ihm sogleich den Adelsbrief ausfertigen. Nach dem letzten Frieden kam er unter ein altes Regiment, wo er sich die Hochachtung und Freundschaft aller Offiziere erworben hat.

Den übrigen Raum mögen folgende Sinnschriften einnehmen, wobei wir nichts zu erinnern finden, als daß die zwei ersten, welche sich von den übrigen allzu vorzüglich unterscheiden, als daß sie von einem Verfasser sein könnten, von auswärts an uns gekommen sind.

Das deutsche Kriegswesen.

Auf den Marschall von Sachsen.

Auf das Gedichte „Die Sündflut“ [s. Bd. I, S. 54].

Auf Herr Merkeln, Erfinder der Quadratur des  
Birkels, in Schwaben [s. Bd. I, S. 55].

An Herrn D\*\* [s. Bd. I, S. 42].

Auf den Pompiel [s. Bd. I, S. 36].

An Herrn F\*\* [f. Bd. I, S. 48].

Von C\*\* [f. Bd. I, S. 54 unter der Ueberschrift: Auf den Sophron].

Auf des Herrn C\*\* Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte [f. Bd. I, S. 57].

Nachahmung der 84. Sinnschrift im 3ten Buche des Martials [f. Bd. I, S. 54].

An Grillen [f. Bd. I, S. 34].

### Monat August. 1751.

#### Eine Geschichte.

In einer von den Inseln, welche der Stadt Hieres in der Provence gegenüber liegen, sieht man zwischen den Felsen ein kleines, aber altes Schloß am Rande des Meeres, wovon die Beschreibung in einem spanischen Roman wenigstens 20 Seiten einzunehmen verdiente. Auch ich würde dieses Blatt damit auszuschnücken nicht vergessen und der gotischen Baukunst alle Kunstwörter, wann sie anders welche hat, abborgen, wenn ich nicht die Ungeduld meiner Leser befürchten müßte. Der Deutsche geht gerne seinen geraden Weg. Ich will also nur einer Allee von Pomeranzenbäumen gedenken, welche in diesen Inseln sehr häufig sind. In dieser Allee war es, wo im Monate September vergangenen Jahres zwei Schwestern spazieren gingen, deren Vater dieses einsiedlerische Schloß besitzt.

Die älteste von diesen zwei Schwestern ist schön, die jüngste ist sehr artig; die eine erweckt Bewunderung, die andre Liebe. Die älteste, welche ich Lucile nennen will, liebt das Abenteuerliche; Marianne, ihre jüngere Schwester, begnügt sich, natürlich und aufgeweckt zu sein, womit sie ein gutes Herz und viel Verstand verbindet. Lucile hat auch Verstand, zuviel spröde Gesinnung und Eigenliebe aber, andre außer sich zu lieben. Marianne liebte ihre Schwester zärtlich, die sich gleichwohl aus Stolz eine Art von Herrschaft über sie annahm, welche ernsthaftes Frauenzimmer über aufgeweckte zu haben vermeinen. Lucile näherte sich mit langsamen Schritten dem Ufer des Meeres. Sie war seit einigen Tagen traurig. Marianne zog sie damit auf, daß sie der Vater aus eigennütigen Absichten an einen benachbarten Edel-

mann, welcher weder jung, noch liebenswürdig war, verheiraten wollte. „Diese Heirat ist gar nicht für dich,“ sagt Marianne scherzend zu ihr. „Du bist geboren, am Ende eines Romans einen Cyrus oder einen Dondates zu heiraten.“

In der That war die Denkungsart der Lucile ziemlich romanenmäßig; eine Schwachheit, von der man seit langer Zeit bei Hofe und in der Stadt nichts mehr weiß und die man in wüste Schlösser verbannt hat, wie dasjenige war, welches Lucile bewohnte, wo die Romanen die einzige Gesellschaft sind. Sie hatte eben die Geschichte von Leander und Hero in der Hand, worinne sie verschiedene Stellen fand, die sehr wohl zu den Ideen paßten, womit sie sich beschäftigte. Nachdem sie ihre Augen ziemlich lange auf dem Meere hatte herumschweifen lassen, fiel sie in ein tiefes Nachdenken. Marianne fragte sie um die Ursache; sie antwortete mit Seufzern. Doch Marianne drang solange in sie, bis sie sich entschloß, das Stillschweigen zu brechen. Anfangs ließ sie sich ungeachtet ihres natürlichen Stolzes soweit herab, daß sie ihre Schwester umarmte und recht aufrichtig umarmte; denn sie liebte alle diejenigen sehr zärtlich, die sie nötig hatte. Hierauf reichte sie ihr mit einer kostbaren Gebärde das Buch und sagte: „Da hier! lies, lies einmal die Unruhen und Verwirrungen der zärtlichen Hero, worinne sie ihren geliebten Leander, welcher durchs Meer zu ihr schwimmen soll, auf dem Turme erwartet.“ „Ich brauche das Buch nicht,“ versetzte Marianne, „um zu wissen, daß du wie Hero einen geliebten Leander erwartest. Die Unverwandte dieses Leanders hat mir dein Abenteuer erzählt; ich that aber aus Vorsichtigkeit und Hochachtung gegen meine ältere Schwester, als ob ich es nicht wüßte. Ich weiß, daß, als er diese Insel, woselbst er vor einigen Monaten ankam, verließ, er dir zurückzukommen und bei unserm Vater um dich anzuhalten versprach.“

Als Lucile sah, daß sie schon um die Sache wußte, so machte sie ihr länger aus ihrer Liebe kein Geheimnis, aus der Liebe nämlich, die sie zu haben glaubte; denn der Stand und das Vermögen ihres Leanders hatten sie weit mehr gerührt als sein Verdienst. Allein sie liebte große Gefinnungen; sie strebte darnach und brachte es endlich dahin, daß sie sich etwas wirklich zu fühlen überredete, was sie sich nur einbildete. Sie hatte nichts als poetische Bilder von der Liebe im Kopfe und predigte Mariannen alles vor, was man nur möglicherweise von der schönsten Leidenschaft Schönes sagen kann.

„Zur Sache!“ antwortete Marianne; „Leander ist sehr reich; der Gemahl, dem dich mein Vater bestimmt, ist es eben nicht. Ich will ihn heiraten, dir die Freiheit zu lassen, den andern heiraten zu können. Ich will unsern Vater schon dahin bringen.“

Der Vater war ein guter Dorfsjunfer, dem die Geartheit der Marianne gefiel; daher er sie weit mehr als die ältere Tochter liebte. Bei Tische besonders pflegte der gute Alte, welcher ebenso empfindlich für den Wein als für das muntre Wesen seiner jüngern Tochter war, die häuslichen Angelegenheiten mit ihr abzuthun. Gleichwohl hatte sie Mühe, von ihrem Vater, welcher sich ein Bedenken machte, das Recht der Erstgeburt nicht zu beobachten, die Einwilligung zur Heirat vor ihrer älteren Schwester zu erhalten. Es mußte Lucile dieses Recht schriftlich an Mariannen abtreten, und da Lucile die wahrhafte Ursache ihrem Vater nicht entdecken wollte, so sagte sie nur: sie empfände, ich weiß nicht was für eine Antipathie gegen den Gemahl, welchen sie ihrer Schwester abgetreten. Man machte sich nicht wenig über diesen mit dem Rechte der Erstgeburt abgetretenen Liebsten lustig. Der ehrliche Vater trank auf die Gesundheit der neuen erstgeborenen Marianne. Die Verbindung ward beschlossen, und der Edelmann, welcher ohnedem Mariannen mehr liebte als Lucilen, willigte darein.

Beide Schwestern waren gleich vergnügt. Denn Marianne, die gegen ihr eigen Vorteil ganz gleichgiltig war, teilte die Hoffnung eines schimmernden Glücks recht aufrichtig mit ihrer Schwester. Unterdessen verflossen einige Tage, und die Zeit, die Leander zu seiner Zurückkunft festgesetzt hatte, war bereits verstrichen. Lucile fing an, tödliche Unruhen zu empfinden, und Marianne schob ihre kleine Ausstattung von einem Tage zum andern auf, fest entschlossen, sie ihrer Schwester wieder abzutreten, im Fall ihr die andre fehl schlagen sollte.

Eines Tages befanden sich beide am Ende ebenderselben Allee, aus welcher man auf das offne Meer sehen konnte. Lucile hatte ihre Augen gegen die Reede von Toulon gehetzt, von wannen derjenige kommen sollte, der sich nur deswegen von ihr beurlaubt hatte, die Einwilligung seiner Eltern in diese Heirat zu holen. Sie war in Traurigkeit versenkt, als sie ein Schiff gewahr ward. Dieser Gegenstand brachte sie außer sich, als ob kein ander Schiff auf dem Meere sein könnte als dasjenige, welches ihren Geliebten zurückbringen

sollte. Ihre Freude wurde verdoppelt, als ein Wind, welcher sich erhob, das Schiff gegen ihre Insel zu treiben schien. Doch dieser Wind war ihren Wünschen nicht lange günstig. Zwar nahte sich das Schiff mit vieler Geschwindigkeit; plötzlich aber entstand ein so fürchterliches Ungewitter, daß sie die Abgründe für ihren Leander offen sahe. Die romanhafte Lucile würde ohne Zweifel, wenn sie diesen Ort ihrer Geschichte erzählen sollte, sagen, daß die Marter in ihrer Seele nicht weniger stürmisch als auf dem Meere, wo das Schiff untergehen sollte, gewesen sei.

Nach einigen gefährlichen Stunden warf ein Windstoß das Schiff an das Ufer, zwischen die Felsen, nicht weit vom Schlosse. Man stelle sich das Vergnügen vor, welches Lucile empfand, als sie ihren Geliebten in Sicherheit sahe.

Leander sollte sich bei seiner Zurückkunft bei einer Nachbarin einfinden, wo die ersten Unterhaltungen vorgefallen waren. Sie war gleich auf dem Schlosse, wohin sich beide Schwestern in aller Eile begaben, ihr von dem, was sie gesehen hatten, Nachricht zu geben. Dem Vater etwas davon zu sagen, hielten sie noch nicht für gut. Lucile sagte ihm nur, daß sie diese Nacht bei ihrer Nachbarin zubringen wollte, wie sie es schon öfte gethan hatte. Marianne aber blieb zu Hause, ihrem Vater Gesellschaft zu leisten, welcher sich ihrer nicht entschlagen konnte.

Kaum war Lucile mit ihrer Nachbarin in den Wagen gestiegen, als ein Mensch vom Schiffe kam und mit dem Herrn des Schlosses zu sprechen verlangte. Dieser Mensch war eine Art eines groben Bedienten, welcher mit einer traurig schrecklichen Erzählung anfang, wieviel sein junger Herr während des Sturms erlitten habe. Mitleiden zu erwecken, ließ er sich ziemlich weitläufig über alle gute Eigenschaften aus, die er an ihm wahrgenommen zu haben glaubte, und schloß endlich mit der Bitte um ein Nachtlager für ihn.

Der Vater, der beste Mann von der Welt, ließ sogleich die Fackeln anzünden, weil es beinahe Nacht war. Er wollte sich selbst an das Ufer begeben, wohin ihm Marianne aus Neugierde, den Liebsten ihrer Schwester zu sehen, folgte. Sie zweifelte nicht, daß er den Sturm nur zum Vorwande brauche, unbekannterweise in das Schloß zu kommen, wo er Lucilen schleuniger zu sehen hoffen konnte als bei seiner Unverwandtin.

Indem sie auf das Ufer zgingen, wurden sie bei dem Schimmer andrer Fackeln auf einem Wege zwischen den Felsen verschiedne Bediente gewahr, die sich um ihren Herrn, welcher

eben das Schiff verlassen hatte, beschäftigten. Er war, weil er allzuviel Ungemach in dem Sturme ausgestanden hatte, in eine Art einer Ohnmacht gefallen. Marianne betrachtete ihn sehr aufmerksam, sie bewunderte seine Schönheit und bewunderte sie so sehr, daß sie endlich anfang, ihrer Schwester einen solchen Liebhaber zu mißgönnen. Unterdessen kam er wieder zu sich. Kaum warf er die Augen auf Mariannen, als sein Uebel auf einmal verschwand und er nichts als das Vergnügen, sie zu sehen, fühlte.

Man bewundere hier die verschiedenen Wirkungen der Liebe. Auf einmal ist die natürliche Lebhaftigkeit der Marianne von einer hervorbrechenden Leidenschaft erstickt, da unterdessen ein fast toter Mensch durch ein Feuer, dessen Heftigkeit er bei dem ersten Anblicke fühlte, neu belebt wird. Nie ist eine Leidenschaft in ihrer Geburt so lebhaft gewesen. „Wie ist es aber möglich,“ wird man sagen, „daß dieser Leander, welchen eine ganz andre Neigung über das Meer zu Lucilen führte, den Augenblick so empfindlich gegen Mariannen sein sollte?“ Noch ist es nicht Zeit, auf diese Frage zu antworten. Man bilde sich bloß einen Menschen ein, den nichts als die Liebe beseelt. Seine Augen waren auf Mariannen geheftet, welche die ihren zur Erde niedergeschlagen hatte. Beide waren stumm, und der Vater allein führte die Unterredung, doch ohne die Ursache ihres Stillschweigens zu vermuten. Endlich kommen sie auf dem Schlosse an, wo Marianne sogleich alle ihre Sorgfalt sehen läßt. Sie läuft, sie ordnet an und ist mit einem Eifer um ihren liebenswürdigen Gast besorgt, den sie bis jezo nur einer zärtlichen Gastfreiheit zuschreibt. Der Vater befahl, die Lucile auf das schleunigste nach Hause kommen zu lassen, seinem neuen Gaste die Gesellschaft noch angenehmer zu machen, welchen man unterdessen mit seinen Bedienten in einem Zimmer allein gelassen hatte.

Man gab der Lucile bei ihrer Nachbarin davon Nachricht. Sie kam auf das schleunigste. Sie war außer sich vor Freuden. Marianne aber fing an, verdrüsslich zu werden. Dieses gute Mädchen hatte ihre Liebe schon gemerkt, sie schämte sich, die Mitbuhlerin ihrer Schwester zu sein, und faßte in dem Augenblicke den festen Entschluß, eine Leidenschaft zu unterdrücken, welche ihren tugendhaften Gesinnungen so sehr zuwider war. Sie lief der Lucile entgegen, sie wünschte ihr aufrichtig Glück, sie lobte den neu Angekommenen, sie übertrieb alles, was sie Angenehmes in seiner Gesichts-

bildung und in seinem Bezeigen bemerkt hatte, und indem sie sich unmerklich dem Vergnügen, ihn zu loben, überließ, so macht sie ihr eine so lebhaft Beschreibung von ihm, daß sie sich ihn selbst noch tiefer in das Herz drückte, als er schon darinne war. Sie schloß ihre Lobeserhebung mit einem Seufzer und der Ausrufung: „Ach, Schwester, wie glücklich bist du!“ Auf einmal kam ihre Ueberlegung wieder. Sie blieb stumm und verwirrt und erstaunte, daß sie sich noch verliebt fand, da sie doch beschloßen hatte, es nicht länger zu sein.

Lucile machte unterdessen, bis Leander erschien, eine Menge romanenhafte Betrachtungen über die Besonderheit dieses Abenteuers. „Das geheimnisvolle Verfahren dieses Liebhabers von dem feinsten Geschmacke,“ sagte sie, „bezaubert mich. Er that in Gegenwart meines Vaters, als ob er auf dem Wege in Ohnmacht fiel, damit er einen Vorwand, unbekannterweise herzukommen und mich angenehm zu überraschen, haben möge. Ich will ihm aus gleicher Feinheit des Geschmacks das Vergnügen lassen, zu glauben, daß er mich überrascht habe. Ich will, sobald er sich sehen läßt, ein außerordentliches Erstaunen annehmen, den angenehmsten Gegenstand — — —“ Hier ward Lucile von einem Bedienten unterbrochen, welcher ihr meldete, daß das Abendessen bereit sei. Die beiden Schwestern traten zu der einen Thüre in den Saal, indem der Vater mit dem angenehmsten Gegenstande zu der andern hineinkam. Dieser ging auf sie los, Lucile n seine Ergebenheit zu bezeigen. Sobald sie ihn sah, that sie einen Schrei und blieb unbewegt, ob sie gleich versprochen hatte, zu thun, als ob sie erstaunt wäre. Marianne fand die Verstellung ein wenig zu übertrieben; der Vater aber gab nicht darauf acht, weil er auf gar nichts acht gab, so ein guter Vater war er.

Lucile war in der That sehr erstaunt. Und wie sollte sie es nicht sein? Der Unbekannte war ihr erwarteter Leander nicht. Er war ein junger Kaufmann, den aber seine Bildung und Gestalt ebenso lebenswürdig als den artigsten jungen Herrn machten. Er war sehr reich und brachte auf seinem Schiffe aus Indien sehr viel Waren mit. Ein widriger Wind hatte ihn überfallen, als er in die Reede zu Toulon einzulaufen glaubte, und hatte ihn, wie wir gesehen haben, auf diese Insel verschlagen.

Der junge Liebhaber setzte sich mit dem Vater und den zwei Töchtern zu Tische. Die Abendmahlzeit war nicht allzu

munter. Nur der Vater war völlig zufrieden und also der einzige, welcher redte. Der Kaufmann, welcher von dem Schiffbruche, noch mehr aber von seiner neuen Liebe betäubt war, antwortete bloß mit Höflichkeitsbezeugungen. Das Wunderbareste dabei ist, daß in ganzen zwei Stunden, die man bei Tische zubrachte, weder der Vater noch die Töchter seine Liebe merkten. Lucile, welche diesen falschen Leander nicht ohne Betrübniß ansehen konnte, schlug beständig die Augen nieder; und Marianne, die es sich selbst abgemerkt hatte, daß sie ihn nur allzu gerne ansähe, wollte sich damit bestrafen, daß sie ihn nur verstohlenerweise ansähe. Was den Vater aber anbelangte, so wäre er eher, ich weiß nicht auf was, als auf eine so schleunige und heftige Liebe gefallen.

Man muß hier nicht vergessen, daß der Vater, welcher ein vollkommener Schmauser war, den Gast ohne Unterlaß zum Trinken und seine Töchter, ihn aufgeräumt zu machen, ermunterte. „Wo ist deine Munterkeit geblieben?“ sagte er zu Mariannen. Sogleich zwang sie sich, munter zu sein. Weil aber die Scherze sich nicht gerne freiwillig denjenigen darbieten, welche sie suchen, so betraf der erste, welcher ihr beifiel, das Recht der Erstgeburt, welches seit einiger Zeit der Stoff aller ihrer Unterhaltungen gewesen war. „Ich wundre mich sehr,“ sagte Marianne zu ihrem Vater, „daß Sie von mir verlangen, lustig zu sein, da ich doch ernsthaft sein muß. Die Ernsthaftigkeit kömmt mir, als der ältesten Schwester zu, und die Munterkeit ist für die jüngere.“ Der Kaufmann schloß natürlicherweise daraus, daß Marianne die älteste sei. Diesen Umstand merke man. Nachdem man ihn endlich auf das beste bewirtet hatte, so führte ihn der Vater in sein Zimmer. Lucile blieb mit ihrer Schwester alleine und entdeckte ihr, daß dieses ihr Liebhaber nicht sei. Wie groß hätte die Freude der Marianne sein müssen, wenn sie ein weniger gutes Herz gehabt hätte; so aber schlug sie die Traurigkeit ihrer Schwester fast ebensosehr nieder, als ihr die Betrachtung, keine Mitbuhlerin an ihr mehr zu haben, Vergnügen erweckete.

Die zwei Schwestern begaben sich jede in ihr Zimmer, wo sie wenig schliefen. Marianne überließ sich ohne Bedenken allen Gedanken, welche ihrer Liebe schmeicheln konnten. Lucile aber machte nichts als traurige Ueberlegungen, weil sie verzweifelte, ob sie den Leander, von dem sie ihr Glück hoffte, jemals wiedersehen werde. Sie war aber dazu be-

stimmt, durch alle Zufälle erfreut zu werden, welche der Marianne schmerzlich fallen konnten. Der junge Kaufmann war in seinen Leidenschaften sehr lebhaft, und was noch mehr ist, so hatte er nicht Zeit, zu seufzen, weil er wieder nach Indien zurückkehren mußte. Er faßte also seinen Entschluß ebenso schleunig, als seine Liebe entstanden war. Der Vater kam des Morgens in sein Zimmer und fragte ihn, wie er geruhet habe. „Sehr schlecht,“ sagte er, „aber ich habe 100,000 Thaler bar Geld.“ Der Vater verstand diese kaufmännische Beredsamkeit nicht sogleich; doch der Liebhaber erklärte sich deutlicher und verlangte seine älteste Tochter zur Ehe. Beide waren Leute von wenig Umständen. Die Sache kam den Augenblick zustande. Der Vater verließ das Zimmer und beschwor seinen Gast, noch einige Stunden zu ruhen. Unterdessen wolle er seiner Tochter ihr Glück ankündigen. Der ehrliche Mann war so außer sich, daß er sich auf die Scherzreden, die man wegen des Rechts der Erstgeburt über Tische geführt und die der Kaufmann nach den Worten genommen hatte, nicht besann. Wie betrübt war diese Zweideutigkeit für Mariannen, als der Vater Lucilen zu melden kam, der reiche Mann sei in sie verliebt. Weil Lucile sahe, daß er weit reicher als ihr Leander sei, so dachte sie auf nichts, als wie sie ihre Unbeständigkeit durch große Gesinnungen rechtfertigen möchte. Sonderlich brauchte sie ihre Pflicht dazu. „Es ist löblich,“ sagte sie, „daß man seine Liebe dem väterlichen Willen aufopfert.“ Was Mariannen anbelangte, so würde sie sich gewiß dem Vergnügen, ihre Schwester wohl versorgt zu sehn, überlassen haben, wann dieses ihr erster Gedanke gewesen wäre; so aber bemeisterte sich ihrer ein andrer erste Gedanke. Welcher Schmerz, zu erfahren, daß derjenige, welchen man liebt, in die Schwester verliebt ist!

Während der Zeit, als dieses auf dem Schlosse vorging, langte Leander, der wahrhafte Leander, bei der Anverwandtin an, welche in aller Eil Lucilen davon Nachricht zu geben kam. Sie fand sie aber gegen diese Nachricht sehr unempfindlich. Ihre schöne Leidenschaft war verschwunden. Leander hätte sollen eher kommen. Sie urteilte mit vieler Feinheit, daß ein Liebhaber, welcher sich zu späte einfindet und nicht mehr als 50,000 Thaler besitzt, wohl verdiene, daß man ihn einem Manne von 100,000 Thalern aufopfre. Die Anverwandtin des Leanders erzürnte sich anfangs über eine

so offenbare Untreue; Lucile aber bewies ihr nach den Regeln der allerfeinsten Liebe, daß Leander zuerst unrecht gehabt habe, daß die Fehler des Herzens unvergeblich wären, daß, je mehr ein Frauenzimmer liebe, je mehr sei es verbunden, sich zu rächen, und daß die zärtlichste Rache, die man gegen einen Liebhaber, welcher uns vergiftet, ausüben könne, darinne bestehe, daß man ihn wieder vergesse.

Nachdem sich Lucile sehr sinnreich gerechtfertigt hatte, so floh sie zu ihrem Nachttische, ihrem Liebsten bei seinem Erwachen wenigstens so schön als die aufgehende Sonne zu scheinen. Die Unverwandtin des Leanders, welche ihm mit einer wahren Freundschaft zugethan war, begab sich voller Verdruß fort und überzeugte den Leander von der Untreue der Lucile so wohl, daß er von Stund an die Insel zu verlassen und niemals wiederzukommen beschloß.

Marianne that ihr möglichstes, einem Vater ihre Liebe und Betrübnis zu verbergen, welcher es sich äußerst angelegen sein ließ, alles zu thun, was seinem neuen Schwiegersohne gefallen könnte. „Komm, meine Tochter,“ sagte er zu Mariannen, „komm mit mir! Laß uns ihm durch unsre Sorgfalt und Höflichkeit zeigen, daß er in eine Familie tritt, welche alle mögliche Achtsamkeit gegen ihn haben wird. Er verdient sie, nicht wahr, meine Tochter? Nicht wahr, dein Schwager ist recht liebenswürdig?“

Marianne folgte ihm, ohne zu antworten, voller Betrübnis, nichts als die Schwägerin dieses liebenswürdigen Schwagers zu sein. Sobald sie die Thüre des Zimmers erblickte, so kehrte sie ihre Augen weg, weil sie sich nicht getraute, der Gefahr in das Gesicht zu sehen. Der Vater ging zuerst hinein und sagte unserm Liebhaber, daß seine älteste Tochter gleich hier sein würde; daß sie alle mögliche Erkenntlichkeit und sogar schon Hochachtung gegen ihn empfinde. Diese kleine Schmeichelei entwischte diesem aufrichtigen Manne; denn Liebe und großer Reichtum verändern allezeit etwas, auch in dem Herzen des rechtschaffensten Menschen. Unter dessen kam Marianne ganz langsam herbei. Sobald sie ihr Liebhaber hereintreten sahe, so lief er ihr entgegen und sagte ihr hundert Schmeicheleien, wovon die eine immer verliebter als die andre war.

Marianne war so bestürzt und verwirrt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Der Vater war nicht weniger erstaunt. Endlich blieben alle Dreie stumm und unbeweglich.

Während dieses stummen Auftritts langte Lucile mit gemessnen Schritten an. Ihr Betragen war majestätisch und zärtlich; sie war glänzend und wie eine Göttin geschmückt, die ihre Anbeter auffucht. Indem sie sich näherte, so fiel dem Alten der gestrige Scherz bei, welcher zu der Zweideutigkeit Gelegenheit gegeben hatte. Lucile geht ihren Weg fort, sie macht dem Kaufmann eine Verbiegung, und dieser schlägt voller Verwirrung die Augen nieder. Sie sieht diese Verwirrung für die Scham eines furchtsamen Liebhabers an, sie liebäugelt, ihn beherzter zu machen. Doch diese Stellung war für den ehrlichen jungen Menschen nicht länger erträglich; ohne ein Wort zu sagen, begab er sich also ganz sachte aus dem Zimmer. Was sollte man von einem solchen Verfahren denken? Die Liebe kann einen Liebhaber wohl stumm machen, aber wird er deswegen fliehen? Lucile sieht ganz bestürzt ihre Schwester an, die es nicht wagen will, ihr ihr Unglück zu entdecken. Auch der Vater hat das Herz nicht, ihr den Irrtum zu benehmen. Er geht fort, Marianne folgt ihm, und Lucile bleibt alleine in dem Zimmer. Man urtheile von ihrer Verwirrung. Nimmermehr würde sie sich von selbst herausgefunden haben. Denn war es ihr wohl möglich, zu glauben, daß man ihre Schwester mehr lieben könne als sie? Ich weiß nicht, wer sie aus ihrem falschen Wahne gebracht hat; so viel weiß ich, daß sie ihres Erstauens ohngeachtet so viel Gegenwärtigkeit des Geistes behielt, daß sie sogleich zu ihrer Nachbarin lief, ihren wahren Leander wieder zurückzuholen. Es kommt drauf an, ob es ihr gelingen wird.

Als der Vater Lucilen aus dem Schlosse gehen sahe, so glaubte er, daß sie aus keiner andern Ursache zu der Nachbarin gehe, als weil sie keine Zeugin von dem Glücke ihrer Schwester abgeben wollte. Man war auf nichts als auf die Anstalten zur Hochzeit bedacht. Vorher wollte der Kaufmann noch verschiedene Waren sehen lassen, welche er auf dem Schiffe hatte, wo dem Kapitäne die Zeit ziemlich lang ward; denn das Schiff war wieder ausgebessert und imstande, seinen Lauf fortzusetzen. Dieser Kapitän war ein unverstellter Mann, der beste Freund von der Welt und dem Kaufmanne sehr zugehan. Er war sein Reisegefährte, sein Ratgeber und so zu sagen sein Vormund. Er erwartete mit größter Ungeduld Nachricht von seinem Freunde. Wie man aber gesehen hat, so beschäftigte ihn die Liebe allzu sehr, als daß er eher an den

Kapitän hätte gedenken sollen, als bis er ihn in das Schloß hereintreten sah. Er lief ihm entgegen, er umarmte ihn, und dieses war genug, daß ihn alle in dem Schlosse wohl empfangen. Er nahm die Höflichkeitsbezeugungen sehr frostig auf, weil er nicht anders als frostig sein konnte. Man setzte sich zu Tische; man ließ Wein bringen, das kalte Blut des Kapitäns anzuseuren, und jeder brachte ihm die Gesundheit seines jungen Freundes und seiner Liebste. „Auf die Gesundheit meines Schwiegersohns!“ sagte der Vater. „Auf die Gesundheit meines Schwiegervaters!“ sagte der Kaufmann. Hier sperrete der Kapitän Augen und Ohren auf, und sein Erstaunen war außerordentlich. Er hatte geglaubt, seinen Freund krank und übel bewirtet zu finden, wie man es meistens in einem fremden Hause ist, und fand ihn voller Freude, ohne den geringsten Zwang, als ob er in seiner Familie wäre. Dieser misanthropische Seemann wußte nicht, was er von diesem Abenteuer denken sollte. So phlegmatisch er aber war, so schnell faßte er doch seinen Entschluß. Er hörte alles an, und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, so brach er das Stillschweigen durch einen Spaß nach seiner Art: „Zur Gesundheit der neuen Eheleute!“ sagte er. „Die Ehen über Tische sind völlig nach meinem Geschmacke; sie kommen in einem Augenblick zustande und zertrennen sich in einem Augenblick wieder.“

Endlich ließ er sich ganz ernstlich erklären, wie weit man in der Sache gekommen sei. Er verdoppelte sein kaltes Blut und versprach, das Hochzeitfest auf dem Schiffe auszurichten. „Komm, lieber Freund,“ sagte er zum Kaufmanne, „du mußt helfen auf dem Schiffe Anstalt machen.“ „Recht gerne,“ antwortete der Freund, „ich habe ohnedem was aus meinen Koffern zu holen. Ich will meinem Schwiegervater meine Edelsteine zeigen.“ Sie begaben sich auch in der That gleich nach Tische dahin, und der Vater blieb mit Mariannen auf dem Schlosse, die sich auf der höchsten Spitze ihres Glücks sahe, und Lucilen so sehr eben nicht bedauerte. Drei bis vier Stunden vergingen, und Marianne, welche ganz ungeduldig war, ihren Liebhaber wiederzusehen, fand, daß er zu lange außen blieb. Die Ungeduld vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick, bis jemand ohngefähr kam und die Nachricht brachte, daß der Kapitän mit dem Kaufmanne abgefahren sei und daß man das Schiff schon weit in der See sähe. Man wollte eine so unwahrscheinliche Sache lange nicht glauben.

Man lief an das Ufer und ward das Schiff kaum mehr gewahr. Es ist unmöglich, die verschiedenen Urtheile alle anzuführen, die man darüber fällt. Niemand konnte sich die Ursache einer so wunderlichen und schleunigen Abreise vorstellen. Ich will es dem Leser nicht raten, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Das Ende der Geschichte ist nicht mehr weit.

Nachdem man verschiedene Tage hinter einander unzählige Betrachtungen über die Erscheinung dieses verliebten und reichen Reisenden angestellt hatte, so vergaß man ihn endlich wie einen Traum. Angenehme Träume aber machen oft sehr tiefe Eindrücke auf das Herz einer jungen Person. Marianne konnte diesen zärtlichen Liebhaber nicht vergessen, und sie verdient, daß wir sie einen Augenblick bedauern. Jedermann bedauert sie, nur Lucile nicht, welche eine böshafte Freude empfand, durch die sie sich ein wenig wegen ihres mutwilligen Verlusts schadlos hielt. Ihr Liebhaber hatte die Gelegenheit ergriffen und sich mit dem Kapitän eingeschifft, fest entschlossen, niemals wiederzukommen; und der Edelmann, weil er sahe, daß man Mariannen dem Kaufmanne versprochen hatte, ließ es sich auch nicht einkommen, um Lucilen von neuem anzuhalten. Der Vater hielt also für nötig, die Verbindung mit Mariannen wieder vorzusuchen. Sie wollte sich ihm auch aufopfern, weil diese Heirat den häuslichen Umständen ihres Vaters, welche die besten nicht waren, ziemlich vorteilhaft schien. Die Ehestiftung war schon aufgesetzt, und man machte Anstalt zur Hochzeit.

Wie ging es aber dem Kaufmanne, seitdem wir ihn aus dem Gesichte verloren haben? Er war dem Kapitäne nach seinem Schiffe gefolgt, wo er einige Edelsteine holen wollte. Er hatte ihn auf dem Wege von dem Vergnügen unterhalten, das Glück eines so würdigen Frauenzimmers machen zu können. Er langte auf dem Schiffe an, wo er alle seine Koffer auspackte, die Edelsteine und nötigen Handschriften herauszunehmen. Er brachte hiermit geraume Zeit zu; endlich wollte er wieder auf das Schloß zurückkehren. Wie erstaunte er aber, als er sahe, daß sich das Schiff vom Ufer entfernte. Er schrie und lief zu dem Kapitäne, welcher auf dem Oberteile des Schiffes war, wo er in aller Ruhe eine Pfeife Tabak rauchte. „Liebster Freund,“ schrie der unruhige Liebhaber, „wir stoßen ja vom Lande!“ „Ich weiß wohl,“ antwortete der Kapitän ganz frostig und rauchte fort. „Es geschieht also auf Ihren Befehl?“ versetzte der andre. „Habe

ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich vor meiner Abreise noch diese Heirat zustande bringen will? Warum spielen Sie mir einen so grausamen Streich?" „Weil ich Ihr Freund bin," sagte unser Tobackschmaucher. „Wenn Sie es sind," versetzte der Kaufmann, „so stürzen Sie mich nicht in Verzweiflung; führen Sie mich in die Insel wieder zurück! ich bitte Sie, ich beschwöre Sie." Der feurige Liebhaber wirft sich ihm zu Füßen, er ist untröstlich, er weint. Kein Erbarmen! Der Kapitän rauchte seine Pfeife aus, und das Schiff läuft immer seinen Weg fort. Umsonst stellt ihm der Kaufmann vor, daß er sein Wort gegeben habe, daß seine Ehre und sein Leben davon abhänge. Der unerbittliche Freund schwört ihm, er werde es nimmermehr zugeben, daß er sich mit einer Million Vermögen verheirate, ohne Zeit zu haben, zu überlegen, was er thue. „Man muß," sagte er, „diese Liebe ein wenig auf dem Meere spazieren führen, um zu sehen, ob sie nicht kälter wird, wenn sie einmal unter der Linie weg ist."

Endlich endigte sich diese Spaziersfahrt bei Toulon, wo der Kapitän anlandete, weil er sahe, daß sein Freund verzweifeln wollte. Dieser suchte sogleich ein ander Schiff und kehrte in die Insel zurück. Beinahe wäre er zu spät gekommen. Zu Mariannens Glück aber war ihre Heirat noch nicht weiter als bis zur Unterschreibung der Ehestiftung gekommen. Einige tausend Pistolen, die man dem Edelmann gab, machten den ganzen Kontrakt nichtig. — — Der Schluß ist wie der Schluß von allen Romanen.

\* \* \*

Der müßige Böbel [f. Bd. I, S. 83].

Niklas [f. Bd. I, S. 84].

Der Neid [f. Bd. I, S. 84 unter der Ueberschrift:  
Die Küsse].

Der Furchtsame [f. Bd. I, S. 48].

An die Liebe [f. Bd. I, S. 86].

## Monat September 1751.

### Ueber das Heldengedichte der Messias. \*)

Age, quaeso  
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?  
Horaz.

Die Fortsetzung dieser Materie, weil sie vielleicht nicht nach eines jeden Geschmacks sein möchte, wollen wir bis auf eine andere Gelegenheit versparen. Den übrigen Raum mögen einige kleine Sinnschriften und folgendes Schreiben \*\*) einnehmen, welches eine ebenso feine als zu unsern tändelnden Zeiten nötige Satire enthält.

\* \* \*

Die Triebe der Menschen.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte [s. Bd. I, S. 30].

Fabull [s. Bd. I, S. 40].

Auf ein Duell [s. Bd. I, S. 50: Auf einen Zweikampf].

Sertor [s. Bd. I, S. 54].

Turan [ebendas.].

Der kranke Stax [s. Bd. I, S. 41].

Von Coddyllen [s. Bd. I, S. 30: Bays Gast].

An die Candida [s. Bd. I, S. 38: An die Dorilis].

An den Lascon [s. Bd. I, S. 28: An den Marull].

Rufus [s. Bd. I, S. 31].

Faustin [s. Bd. I, S. 172].

## Monat Oktober 1751.

Das einzige Denkmal, woraus man sich einen Begriff von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feinern Sitten, dem Geschmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone ihrer Gesellschaften, der Wendung ihrer zärtlichen Gefinnungen machen kann, ist des Ovids Kunst, zu lieben. Hundert Werke werden uns jene Beherrscher der Welt als große, mächtige und tugendhafte Geister schildern, dieses allein schildert sie uns als Geister, welche empfunden, ihre Empfindungen geläutert und die Natur zur schönen Natur ausgebildet haben.

\*) Hier folgt Lessings Abhandlung über Klopstocks Messias, die der Verf. in den kritischen Briefen (15. 16. 17.) 1753 wieder abdrucken ließ. A. d. S.

\*\*) Dasselbe ist sowie das erste der folgenden Sinngedichte von Kästner verfaßt. A. d. S.

Von dieser Seite ist dieses Gedichte unschätzbar. Es hat eine andere Seite, die es weniger ist, diejenige nämlich, auf welcher es seinem Titel widerspricht. Lehrte Ovid die Kunst, zu lieben, er würde der lebenswürdigste und unschuldigste Dichter sein. Die schamhafteste Jugend würde ihn lesen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, da er bei denen, die ihn nicht zu ordnen wissen, ein Verleiter zu den unsaubersten Ausschweifungen wird. Allein Ovid lehret die Wollust, jene sinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genuß zum Genuße schweift und selbst in dem Genuße schmachtet.

Verschiedene Neue scheinen den Widerspruch, welcher bei dem römischen Gedichte zwischen dem Titel und der Ausführung ist, eingesehen zu haben. Wie schwer ist es, dasjenige gut zu machen, was ein Ovid schlecht gemacht hat! Jeder von seinen Nacheifern hat sich ein besonder Lehrgebäude von der Liebe gemacht. Des Italieners Pietro Michele Arte degli amanti ist eine Sammlung süßer Grillen und wortreicher Tändeleien. Kann auch ein Italiener von der Liebe schreiben, ohne zu platonisieren? Die Maximen der Liebe des Grafen von Bussy sind lächerlich ernsthafte Stoßgebethens, und was die kalte Frau von Lambert von dieser feurigen Leidenschaft sagen will, sind metaphysische Grübeleien, die nach dem Hotel de Rambouillet schmecken. Wo hin und wieder ein Deutscher die Liebe zu seinem Gegenstande gehabt hat, da wird man schwerlich mehr als schulmäßige Declamationes finden, welche die Ohren füllen und dem Leser nichts zu fühlen geben, weil die Verfasser nichts gefühlt haben.

Ein lebenswürdiger Franzose ist glücklicher gewesen. Bernard hat uns in seiner Kunst, zu lieben, ein Gedichte geliefert, welches diesen Titel behauptet. Schon seit fünf bis sechs Jahren hat die Welt unvollständige Abdrucke davon gelesen, und mit Vergnügen, so unvollständig sie gewesen sind. Nur erst zu Ende des vorigen Jahres hat man eine getreue, verbesserte und ganze Ausgabe erhalten. Wir würden weniger berechtigt sein, ihrer hier zu gedenken, wenn sie in Deutschland mehr bekannt geworden wäre. Sollten wir glauben, daß ein Auszug deswegen mißfallen sollte, weil hinter dem L auf dem Titel nicht noch ein I stehet? \*)

\*) L'art d'aimer, nouveau poëme en six chants par Mr. \*\*\*\*; édition fidèle et complete, enrichie de figures. A Londres, aux dépens de la compagnie. MDCCL. en 8.

Dieses neue Gedichte, welches aus sechs Gesängen bestehet, lehret die Kunst, die Liebe dem Wohlstande zu unterwerfen, den Pflichten und den Sitten; doch ohne ihr Zwang anzuthun, ohne ihr ihre Reize zu nehmen, ohne sie Einschränkungen auszusetzen, die sie vernichten; mit einem Worte, ohne von ihr zu verlangen, daß sie keine Leidenschaft sei. Der Dichter hat sich nicht vorgesezt, die Natur zu ersticken, sondern die Liebe zu lehren, wie sie ein ehrlicher Mann zu empfinden und das zärtlichste Frauenzimmer beizubringen wünscht. Das ganze Werk läuft auf den Lehrsatz hinaus: man kann sich durch nichts als durch gute Eigenschaften beliebt machen.

Wir wollen von Gesang zu Gesang gehen, um den Leser instand zu sezen, den Plan zu übersehen, und wollen hin und wieder kleine Stellen einrücken, um ihn in den Stand zu sezen, von der Ausführung zu urteilen.

Der erste Gesang fängt sich mit der Entdeckung des Vorsazes und den gewöhnlichen Anrufungen an. „Ohne Lehrmeister lernt man lieben, ohne Kunst seufzet das Herz; denn die Liebe ist eine Neigung, die die Natur einflößt. Aber dem Gesetze der Pflichten ihre schönen Flammen zu unterwerfen, das widrige Schicksal zu erweichen, die Gunstbezeigungen für den Preis der Beständigkeit zu erkaufen, den Argwohn bleicher Mitbuhler zu ersticken, dazu gehöret eine Kunst, dazu gehören Lehrmeister und Regeln.“ Dieser Entwurf, hoffen wir, muß den schärfsten Sittenrichter auf das Trockene sezen. Der Dichter weiß von keiner Muse außer von seiner Zulni, „die Geliebte, deren Reiz die Tugend borgen würde, wann sie sterblichen Blicken sichtbar werden wollte.“ „Wende diese Augen auf mich, worinne dein Herz sich bildet, wo die Schamhaftigkeit wohnet und die siegende Liebe lächelt. Ein einziger deiner Blicke bringt jenes erhabene Feuer, jene göttliche Flamme, die die Töne der ewigen Sängere beleben, in meine Seele. Sei meine Muse! Wo soll ich eine zärtlichere finden? Komm, führe meine Hand, leihe meinem Liede deine Anmut! Indem ich die Liebe erhebe, singe ich dich, Zulni!“ — Nunmehr tritt der Dichter ins Feld. Er lehrt den himmlischen Ursprung der Liebe; er lehrt, daß sie nach diesem Ursprunge das schönste Geschenk sei, welches das Schicksal auf die Menschlichkeit fließen lassen; er lehrt, daß sie nur durch die Vermischung mit unsern Lastern tadelhaft wird; daß ihr alle Herzen den Zoll schuldig sind; daß sie früh oder späte sich Meister davon macht; daß man die Zeit der Empfind-

lichkeit, der Jugend dazu anwenden müsse; daß in der Welt eine Person sei, welche das Schicksal, uns zu lieben und von uns geliebt zu werden, bestimmt habe. „Unsere Neigungen sind bestimmt; umsonst sind unschiffbare Meere, unüberwindliche Scheidewauern zwischen zwei jungen Herzen, geboren, einander zu fesseln. Ein unvermuteter Augenblick bringt sie zusammen. Wäre sie auch unter dem brennenden Himmelsstriche geboren, wo Phöbus die wilden Mexikaner bereichert; lebte sie auch auf den gefrorenen, wüsten und schrecklichen Bergen, um die sich der Scythe und die Bäre streiten, auf den Bergen, den Gräbern der Welt, wo die Natur erblasset; und der Himmel hat ihr die Beherrschung eurer Wünsche vorbehalten: so wird nichts diese ewigen Ratschlüsse hintertreiben.“ Nur fährt der Lehrer der Liebe fort, muß man den Augenblick erwarten; und sich nicht darinne zu betriegen, zeigt er, welches die Merkmale der wahren Liebe sind. „Von den Reizen einer jungen Schönheit geblendet, bleibt man bei dem ersten Blicke unbeweglich, bezaubert. Das Herz fühlt die Annäherung der Liebe; die Sinne werden verwirrt, die Stimme wird schwach; das Herz scheint sich loszureißen und dem Gegenstande nachzufolgen. Alles erneuert dem Auge das Bild davon; alles malt euch seine Reize, alles redet euch von ihm. Abwesend betet ihr sie an; sie ist gegenwärtig, und ihr erbleichet. Eure gemeinsten Reden scheinen verworren; ihr drückt viel aus und empfindet noch mehr. Zeigt sich einige Hoffnung, die Furcht theilet sie. Furchtsam, ungewiß, voll von einer redenden Verwirrung, fallen die Blicke nur zitternd auf sie. — — Ja gewiß, dieser ist der bezaubernde Gegenstand, welcher, euch zu gefallen, geboren ward. Und hat ein solches Schicksal unter soviel Reize ein für die Tugend gebildetes Herz verborgen, ist ihr Geist ebenso groß als ihre Schönheit, so liebt, so unterwerft euch ohne Murren!“ — — Allein wie oft widersetzen sich Geiz und Hochmut dem Fortgange der Liebe! Glückliche Zeiten der ersten Welt, da ein König, wenn er liebte, nicht seine Krone, sondern die Heftigkeit seiner Liebe pries! — — Hierauf beschreibt der Dichter die Sprache der Augen, die erste Sprache der Verliebten, ihre Gewalt und ihre Bequemlichkeit. Wo die Augen antworten, da ist das Herz nicht taub. Doch je mehr eine Schöne nicht hintergangen zu werden wünschet, desto mehr fürchtet sie es. Auf der Art des Angriffes beruhet das meiste; ein Herz, das man wohl angegriffen hat, erobert man

gewiß. Man verschaffe sich eine erste Zusammenkunft; man drücke sich lebhaft und ungezwungen aus. Eine übel aufgenommene Erklärung muß die Hoffnung nicht benehmen. Gebt mehr auf das übrige Betragen der Schönen acht als auf ihre Rede! Schreibt ihr, wenn, sie zu sprechen, unmöglich ist! Die Liebe war es ja, welche die Kunst, die Worte abzumalen und den Ton sichtbar zu machen, erfand. Nunmehr zeigt der Dichter, was für Mittel anzuwenden sind, wann die Schöne hartnäckig darauf besteht, unempfindlich zu scheinen. Er erläutert seine Lehre mit einem Beispiele des Herzogs von Nemours und der Prinzessin von Cleves. Eine angenommene Gleichgiltigkeit lockt das geheimnisvollste Herz aus. Was feste genug zu sein scheint, hält man nicht; man hält nur das, wovon wir fürchten, es möchte uns entwischen.

Die Glieder des zweiten Gesanges sind folgende. Die Gelegenheit ist oft der Liebe vorteilhaft; man muß ihren schnellen Flug anzuhalten, ihr zuvorzukommen und sie bei der Stirne zu fassen wissen. Der Liebhaber und Soldat müssen geschwind sein. — „Folget überall den Schritten eurer Schönen; sehet nichts, bewundert nichts, liebet nichts als ihre Reize! Die zärtliche Liebe belohnt sich zuletzt, und man gefällt dem Gegenstande, welcher empfindet, daß man ihm gefallen will.“ Die Orte, wohin man die Geliebte vornehmlich begleiten muß, sind die Komödie, die Oper, die Spaziergänge. „Der Schauplatz ist den Wünschen der Verliebten günstig, und das Herz zu erweichen, bietet er glückliche Augenblicke an. Durch ihre Täuschereien macht die zaubernde Szene ihren Betrug angenehm, schmeichelt, reizet und bewegt zc. — — „Allzu liebenswürdige Gösin,“ bricht der Dichter zum Schlusse dieser Materie aus, „empfangen hier den Preis, den dir tausend von deinen Reizen besiegte Liebhaber darbieten! Ja, die schmeichelnden Töne deiner rührenden Stimme, deine Thränen, deine Blicke, deren Anmut bezaubert, schießen überall siegende Pfeile der zärtlichsten Liebe ab. Sie herrschet durch deine Augen; dir ist sie alle Herzen schuldig. Glücklich, wer dich sehen kann, wer mit dir sprechen kann, wer dich hören kann! Glücklich, wer dir gefallen kann! Glücklich, den dein Mund mit einem kostbaren Lächeln beglückt, wer sein Glück in deinen bewegten Augen liest! Empfange diese Verse, die die Liebe erzeugte! Ich singe ihre Reize, und du machst sie bekannt.“ — — Wenn wird unser deutsches Theater eine Gösin bekommen, welche einen Dichter in so süße Entzückungen zu

versehen fähig ist? — — Der zweite Ort, wohin man der Schönen folgen muß, ist die Oper, der Tempel der Liebe, wo sie alle Sinnen aufbietet, sie durch sich einzunehmen. „Verliebte, strömet in diese prächtige Schauspiele! Die allzeit siegende Liebe weiß da von keinem Hindernisse, und alle vereinigte Künste bieten alle Arten des Vergnügens an. Sucht ihn, redet ihn an, den Gegenstand eurer Wünsche! Die schmeichelnde Harmonie der Lulli'schen Töne, welche die Liebe mit den Gesängen des Quinault verband, wird sie ganz mit einer schwachtenden Verwirrung erfüllen, und auf ihrem Munde werdet ihr die Strenge erblaffen sehen. Wenn Kadmus feierlich die Treue schwört, so werden ihre Augen euch eine ewige Liebe schwören. — — Klio glänzet im Winter, Flora im Frühlinge; jede hat ihre Zeit. Liebt die reizenden Betrügereien der ersten, doch vergeßt nicht, daß man auch der Natur ihre Augenblicke geben müsse! — — Unter jenen wachsenden Lauben, wo die Götter des Lachens herumflattern und Philomele durch zärtliche Klagen entzückt, da könnt ihr dem geliebten Gegenstande eure zärtlichsten Gesinnungen durch eure Augen erklären. Laßt eure Begierden in allen euren Bewegungen lesen; alles entdecke an euch die heftigste Glut. Habt einen traurigen Anblick, einen langsamen Gang! Suchet nichts als ihre Augen, fliehet sie dann und suchet sie wieder! Ueberall wird euch ihr Herz folgen, und schalkhaft wird die Liebe sie ihre Zärtlichkeit verraten lassen.“ — — Hierauf weist der Dichter, wie natürlich dem Frauenzimmer die Begierde, zu gefallen, sei. Diese ist ihre erste und letzte Leidenschaft. Gleichwohl ist es bei seiner Liebe unruhig. Diese Unruhe ihm zu benehmen, sie ihr bei einer geheimen Zusammenkunft zu benehmen, da lasse der Liebhaber seine Stärke sehen. Er finde sich zuerst an dem bestimmten Orte ein; er suche sie durch Versicherungen, durch Schwüre, durch Thränen zu gewinnen. — — „Sind Thränen nötig, sie besser zu überzeugen, so laßt ganze Ströme derselben aus den Augen brechen! Weinet! die zärtlichste Liebe ergötzt sich an Thränen, und ihre süßeste Stille entstehet aus der Unruhe. Ihre teuersten Myrten sind mit Thränen befeuchtet, und wer nicht weinen kann, kennet ihre Anmut nicht. — — Endlich siegt die Liebe, und die Strenge wanket. Die Zärtlichkeit flimmert in den schwachtenden Augen; die Unbewegliche wird bewegt und erkühnt sich nicht, den Fuß aus der Falle zu ziehen, die ihr gefällt. Erntet dann den ersten Genuß auf ihrer zitternden Hand ein!

ein Kuß redet ans Herz, denn er ist die Sprache des Herzens. Liebe, umsonst flieht man dich! Alles empfindet deine Gewalt, alles weicht deinen Reizen; sogar das stolze Gespenst, die eitle Weltweisheit. Komm, Kolossus von Rauch, siehe den Hochmut eines deiner größten Meister biegen und lerne dich kennen!" Hierauf beschließt der Dichter den zweiten Gesang mit der Erzählung der Liebe Descartes', die uns aber ein wenig trocken vorkommt. Sie hat zwar ihren guten historischen Grund, da man weiß, daß dieser Weltweise in Holland eine Tochter mit Namen Francine gehabt hat, sowie Newton einen Sohn. Der einzige Punkt, worinne der Verfechter und der Vernichter des leeren Raumes vielleicht einander gleich gewesen sind.

Im dritten Gesange werden die Eigenschaften beschrieben, die ein Liebhaber haben muß, wenn er gefallen will. Der Dichter fängt mit einer doppelten Allegorie der lasterhaften und nichtigen, und der weisen und dauerhaften Liebe an. Vor allen muß man sich bemühen, den Charakter des geliebten Gegenstandes zu erforschen. „Seine Geliebte zu bezwingen, muß man aufmerksam, ihr zu gefallen, und von seinem Vorsatze ganz erfüllet sein; nach ihrem Geiste, nach ihrem Geschmacke muß man sich falten, denken, lieben, handeln wie sie und sich ganz in sie verwandeln. Ist sie eine Schülerin der ernstern Weisheit, trägt sie in ihrem Herzen ein langsames Feuer, welches sie bestreitet? Geht nicht allzu kühn fort und schonet ihre Tugend! Vereinit sie mit der Liebe einen philosophischen Geist? redet, den Malebranche in der Hand, nichts als Metaphysik! Tadelst sie? tadelst! Lobst sie? lobt! Tanzt sie? tanzt! Singt sie? singet! Malt sie? bewundert ihre Werke! Lieset sie euch ihre Verse? verschwendet die Lobeserhebungen!" — — Diese Erforschung der Charaktere muß auf beiden Theilen sein, und keines muß glauben, der Verstellung berechtigt zu sein. Wer tugendhaft ist, der scheint es, und die Verbergung der wahren Gestalt ist ein gewisser Beweis von ihrer Häßlichkeit. Man bestrebe sich also, durch Verdienste liebenswert zu werden; aus der Hochachtung entspringt die Liebe; man habe die Gesinnungen und die Ausführung eines Mannes, der die Welt kenne; man tröbe nicht auf äußerliche Vorteile, die nur von allzu kurzer Dauer sind; man schmücke seinen Geist mit dauerhaften Reizen; man verbinde mit der Zärtlichkeit des Wizes großmütige Gesinnungen des Herzens; man fliehe das gezwungene Betragen eines

Stüfers; man sei gleichförmig in der Aufführung; man prahle nicht mit Metaphysik und Versen, eine Prahlerei, die der üble Geschmack zu rechtfertigen scheint; man vermeide den lächerlich kostbaren Ton der Neologisten; man sei kein Lustigmacher, der die geringsten Fehler auch seiner Freunde anfällt; die Wahrheit wohne allezeit auf den Lippen; nie komme ein Ausdruck in den Mund, der die Schamhaftigkeit rot macht und die Unschuld zum Schaudern bringt; man halte sich zu Großen, deren Umgang die Schule der Tugend und Artigkeit ist! — — Hier ist der Dichter gedoppelt ein Dichter; und die Schmeicheleien, die er diesem und jenen französischen Hofmanne macht, den er mit Namen nennt, sind nicht zu übersehen. — — Doch die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das Lesen der besten Schriftsteller muß dazu kommen. La Fontaine, Molière, Racine, Regnard, Mericaut, La Chaussée, Gresset, Chaulieu, Bernis, und wer sie sonst sind, die Maler, welche Natur und Kunst gebildet hat, die Helden der Gesinnungen, die das edelste Feuer belebt! — — Hierbei vermeide man das französische Vorurteil, die Nachbarn zu verachten. „Es gibt gewisse in ihre Sphäre so eingeschränkte Geister, die nur den Himmelsstrich preisen, unter welchem sie geboren sind, furchtsam ihren Großeltern nachschleichen und nur die Güter loben, die vor ihren Augen wachsen. Für sie ist außer Paris kein Genie anzutreffen, und das Chaos fängt an, da wo sich Frankreich endet. Leget diesen närrischen Hochmut, den ihr mit der Milch eingesogen habt, ab! In den wildesten Gegenden gibt es Pilpais. Der abergläubische Spanier, der selbstmörderische Engländer haben Sitten und Gaben. Erforschet ihren Geschmack und macht euch der Schätze zu nuze, welche die Natur andern Ufern vorbehält.“ — — Dieses sind Lehren, welche kluge Franzosen ihren Landesleuten noch unzählmal wiederholen und unzählmal umsonst wiederholen werden. — — Nunmehr kommt der Dichter auf den Zweikampf, der Furcht des falschen Muts. Er beschreibt alle schreckliche Folgen derselben und will in einer kleinen Geschichte lehren, wie vermögend ein Frauenzimmer sei, diese Raserei bei Mitbuhlern zu unterdrücken. Auch diese Geschichte will uns im ganzen nicht gefallen. Wir wollen die Rede eines Frauenzimmers, die in voller Unschuld ihre Liebe entdeckt, daraus hersehen: „Was empfindet man, was will man, wenn man liebt? Belehre mich, Zamor, warum mein zitternder Geist, wenn ich mit dir rede, eine ihm sonst unbekante

Bewirrung fühlt! Mein Herz zerfließt, wenn ich dich sehe. Seitdem dich ein Gott in diese Insel führte, begleitet und entzückt mich dein Bild Tag und Nacht. Der zärtliche Eindruck deiner geringsten Reden wird immer in mir neu und scheint in mir zu leben. Gestern seufzete ich deiner langen Abwesenheit wegen, als Dorival erschien. — — Ach, welcher Unterschied! Ich empfinde das nicht für ihn, was ich für dich empfinde. — — In was für ein Gift würde sich meine Liebe verwandeln, wenn Zamor nicht so sehr liebte, als er geliebet wird!“

Der vierte Gesang fängt mit der Beschreibung des Nachttisches an. Bei diesem sich einzufinden, doch erst alsdann, wann das Frauenzimmer die Reize des Gesichts in Ordnung gebracht hat, ist die Pflicht eines Liebhabers. Der Nachttisch ist ein Tempel, der niemals ohne Dienst sein muß; ein Madrigal, eine Sinnschrift, ein Lied, ein Sonett sind die Lobgesänge, welche die Gottheit der Liebe daselbst preisen. Dieses führt den Dichter auf die Macht der Poesie, auf ihren Ursprung, auf ihre Reize, auf ihre Vorrechte. — — „Weihet, Verliebte, dieser bezaubernden Kunst einige Augenblicke, mehr euch beliebt zu machen, als in die Klasse der Schriftsteller zu kommen! Sie weiß den Eingang in das unwirthbarste Herz zu finden. Nicht Löwen, Felsen, Sturmwinde hat man mehr durch sie zu erweichen, sondern allein die Strenge des Herzens.“ — — Von der Poesie kömmt er auf die Vorteile des Schmausens, den Mittelpunkt der Aufrichtigkeit. Der Schmaus bietet die zärtlichsten Geständnisse dar und berechtiget sie; wie sehr hilft er der Liebe, wann zumal Musik und Tanz ihn begleiten, diese Kinder der Zärtlichkeit! — — „Auch das Spiel ist für Liebhaber. Die Munterkeit hat den Vorsitz bei diesem lachenden Streite, den das Schicksal entscheidet. Der Verdruß, die Langeweile werden auf Flügeln der Zeit davongeschickt. Jeder Augenblick bekömmt eine neue Gestalt. Das Glück flattert herum, es drohet, es lacht; die Hoffnung strahlet und verschwindet; das Gold wächst und vertrocknet. Doch wollt ihr den Augen derjenigen gefallen, welche euer Herz beherrscht, so fliehet den Ruf eines Spielers von Profession! Das Herz wird geteilt, eure Geliebte aber will es ganz besitzen.“ Hier zeigt der Dichter, wie weit sich ein vernünftiger Liebhaber in das Spiel einlassen müsse. Nie muß die Geliebte darunter verlieren, die man beständig zu sehen sich zu einer süßen Gewohnheit machen muß. Diese allein entscheidet;

man wird sich wesentlich, und endlich sind es zwei Körper, welche eine Seele belebt. Doch muß man deswegen nicht den andern Umgang fliehen und aus Liebe ein Menschenfeind werden. Man muß fortfahren, seine Freunde zu besuchen und sie zu schätzen. Hier schildert der Dichter das Lob der Freundschaft. „Das geheime Vergnügen einer zärtlichen Verbindung teile euern Tagen neue Anmut mit! Bringet der Welt eine geschmeidige Biagsamkeit davon her und verbindet euch die Gemüther durch einen willigen Umgang! Besonders erwerbt euch den Schatz eines weisen Freundes, an dessen Wert weder Ehre noch Gold kömmt! Er ist eine Quelle von Tugenden, die euch nützlich sind; er ist eine leuchtende Fackel auf den dunkelsten Wegen; nach der Liebe ist er das kostbarste Geschenk des Himmels. Bei ihm leget alle Geheimnisse eurer Seele nieder, nur nicht die Geheimnisse eurer Liebe!“ Die Verschwiegenheit ist eine der vornehmsten Tugenden eines ehrlichen Mannes, und der Dichter glaubt, daß sie besonders den Franzosen einzuschärfen sei. Ein Vertrauter wird oft zum Mitbuhler, welches er durch das Beispiel Heinrichs des IVten, des Ritters von Bellegarde und der Gabrielle d'Estrées erläutert.

Fünfter Gesang. Ein geheimer verliebter Umgang hat seine Reize; doch weit mehr Vergnügen genießen Verliebte, die sich für den Augen der Welt lieben. Dazu zu gelangen, muß man sich einen freien Zutritt bei seiner Geliebten zu verschaffen suchen, unter dem Titel eines Freundes; man muß die Charaktere derjenigen zu erforschen suchen, die um ihr sind, und von welchen sie in etwas abhanget. Hierunter gehören vornehmlich die Vormünder. „Predigt er, in einen Lehnfessel gekrümmt, schwach und kolsternd, voller Galle gegen die jezige Zeit, wider die Jugend und ihre außerordentliche Verschwendung, sezt er seine Ehre und sein höchstes Gut in das Gold, in welchem er schwimmt, ohne es zu genießen: so rühmt seinen jezigen und zukünftigen Reichtum und heimlich beklagt seine wirkliche Armut!“ Oft bestimmt so ein Wüterich den Gegenstand unserer Liebe dem Kloster, diesen dem ewigen Verdruß gewidmeten Mauern, den Gräbern, welche eine rasende Schwärmerei gehöhlet hat, welche die Reue, der Irrtum, die Tyrannei bewohnen. Doch dieser Aufenthalt ersticket die Heftigkeit der Leidenschaft nicht, und die Beständigkeit des Liebhabers erlangt ihren Zweck. — Bei Vielen, weil sie allzu gewiß sind, daß sie geliebet werden, erkaltet die Liebe. „Der

zuversichtliche Medor verläßt sich auf seinen Sieg, und wenig bewegt von der Unruhe seiner Geliebten, betrachtet er mit einem heitern Auge sein Glück. Als ein ruhiger Beherrscher eines ihm unterthanen Herzen trotz er ihrem Argwohne und lacht über ihre Beängstigung. Er höret ihre Klagen nicht, er sieht ihre Thränen nicht. Bei ihr ist er abwesend; und redet sie mit ihm, so ist er zerstreut; er betrachtet einen Ring oder ein Bild, er ruft seinen Hund, er spricht mit ihm und streichelt ihn. Aus seiner unwölkten Stirne leuchtet eine stolze Verachtung; und wenn die Geliebte ganz Feuer ist, so ist er ganz Eis." — — Doch muß man auch nicht seine Liebe durch Ausschweifungen der Eifersucht zu beweisen suchen; wohl aber kann man sich auf kurze Zeit entfernen, um die Beständigkeit der Geliebten auf die Probe zu stellen. Eine allzu lange Abwesenheit ist das traurigste Unglück für Verliebte. Es zu lindern, schenke man sein Bildnis der Geliebten und suche das ihre dafür zu erhalten. Die Liebe sowohl als die Freundschaft erlaubt den Gebrauch der Geschenke; diese aber müssen gewählt sein, und man muß mehr die Empfindlichkeit der Schönheit als ihr Glück dabei zu Rate ziehen. Erhält man zum Gegengeschenke ein von ihren Haaren geflochtenes Armband; welches kostbare Pfand der zärtlichsten Liebe! Das sicherste Mittel, ohne Nebenbuhler geliebt zu werden, ist eine gleiche ungeteilte Liebe gegen die, von welcher man dieses Glück begehrt. Hier haben beide Geschlechter gleiches Recht; und dieses sowohl als jenes kann sich über die Untreue des andern beklagen. Wie schädlich aber ist dabei eine stürmende Eifersucht! Nimmermehr wird diese ein Herz wieder zurückbringen, welches nur durch Gefälligkeit und Anmut von neuen gewonnen wird. Diesen Satz erläutert der Dichter durch das Exempel des ersten Franciscus, Königs von Frankreich, und der zwei Herzoginnen von Stampe und von Valentinis.

In dem letzten Gesange nahet sich der Dichter dem glücklichen Zeitpunkte, da die Liebe gekrönt wird. Er beschreibt die Besorgnis der Geliebten, durch einen völligen Genuß ihren Liebhaber allzusehr zu sättigen, und in der That sind diese Gunstbezeugungen oft die Mörder einer Leidenschaft, die die wohlgegründetste zu sein schien; weil sie meistens die Mängel auf beiden Teilen entdecken. Hier hat also der Liebhaber seine ganze Kunst anzuwenden, jene Besorgnis zu zerstreuen und sein gutes Glück mit Behutsamkeit weiter zu

treiben. Lobt er seine Gebieterin, so muß dieses Lob fein angebracht sein. „Lobet mit Anmut und lobet mit Genauigkeit! Man wird unhöflich durch allzu viel Höflichkeit. Leget ihr keine Reize bei, von denen sie, dank sei ihrem Spiegel, weiß, daß sie sie nicht hat! Bei der blassen Fanny lobet nicht die blühenden Rosen; leihet ihr Schönheiten, allein ohne die Sache zu übertreiben! Ein übertriebenes Lob ist unschmackhaft, und man lacht drüber. Oft, euch zu erforschen, lobt sie Reize an andern, die ihr der Himmel nicht beigelegt hat: „Wie lebhaft ist Iris! wie schöne ist Dorinde!“ Dieses ist ein heimlicher Fallstrick, den euch ihre Furcht leget. Sagt also, daß ihre Reize nichts Rührendes haben, und treibt die List sogar bis sie zu verachten! Das Lob einer jeden andern hat das Ansehen einer Kritik.“ — — Den Unvollkommenheiten der geliebten Person muß man vorteilhafte Namen geben. Hierzu hilft die Gewohnheit nicht wenig, welche oft die Augen so verblendet, daß sie wirkliche Fehler für Schönheiten ansehen. — — Doch wie eigensinnig, wie wunderbar ist das Gemüt eines Frauenzimmers! Wie oft, wenn man sich ihrem Besitze am nächsten geglaubt hat, sieht man sich am entferntesten davon! Diesen kleinen Widerwärtigkeiten zu begegnen, dahin zielen die letzten Lehren des Dichters. Man setze dem Eigensinne der Geliebten Gefälligkeiten entgegen. Man bekenne, daß man Unrecht habe; dieses ist allezeit das sicherste Mittel, mehr als Vergebung zu erlangen. Verliebte, die sich wieder vertragen, lieben sich allezeit zärtlicher, als sie sich vorher geliebt haben; „und wenn ja bei der Geliebten Skrupel übrig blieben; sitzen ja noch Wolken des Mißtrauens auf ihrer Stirne und lesset ihr in ihren Augen, daß ihr unruhiges Herz befürchtet, nicht geliebt zu werden, so schwöret ihr, daß eure Seele sie anbetet, und wiederholt diesen Schwur hundertmal; benezt ihre Hände mit Thränen, erhebet ihre Reize, fallt ihr zu Fuße, rufet den Tod an! Wo ist das grausame Herz, das hierdurch nicht sollte gerührt werden?“ Die Geliebte sucht die Verzweiflung zu stillen durch längstgewünschte Gunstbezeugungen. Hier kömmt es drauf an, die Zeit, sie einzuernten, zu beobachten. Oft wird man in den süßesten Augenblicken gestört, und alsdenn muß der Liebhaber sein Spiel zu verstecken wissen. — — Der Dichter hat bisher den Verliebten nur kleine Schreckbilder gewiesen; jetzt aber zeigt er ihnen ein wirkliches. Der geliebte Gegenstand wird krank. Hier hat die Liebe ihre stärkste Probe abzulegen; für

die sie aber nur allzusehr belohnt wird, wann die Kranke wieder hergestellt wird. Folgt sie der Stimme des Frühlings, welche sie auf das Land ladet: folget ihr dahin! da ist es, wo euch die Liebe den schönsten Triumph vorbehält; da untersteht man sich alles, da erhält man alles. — —  
 „Muse, hier hemme deinen Lauf und wag' es nicht, mit einem allzukühnen Blicke in das Heiligtum zu dringen, wo das Opfer erblasset und die Liebe es betrachtet. Dieses Geheimnis verlangt die tiefste Verschwiegenheit. Laß auf deiner Stirne, Muse, die Anmut und Schamhaftigkeit verschwifert prangen; fliege in den Himmel zurück; dein Weg ist vollendet. — —  
 Liebe, du lehrest mich deinen Dienst und deine Geheimnisse, die du in meinen Liedern niedergelegt hast. Deine unsterblichen Myrten umkränzen meinen Frühling; ich sang dein Gesetz der Welt und hatte noch nicht zwanzig Jahre.“

Hiermit endet der Dichter seine Kunst, zu lieben. Zum Schlusse des Werks findet man noch ein Gedichte über den Tod seiner Zulni, die er in dem ersten Gesange als seine Muse angerufen hat. Dieses Gedichte ist ungemein zärtlich, und vielleicht ist mehr Empfindung darinne, als in allen sechs vorhergehenden Gesängen; wovon wir dem Leser das Urtheil überlassen wollen, da wir ihn gnugsam in den Stand gesetzt haben, es fällen zu können.

\* \* \*

Der Tanzbär [s. Bd. I, S. 168].

Der Adler und die Gule [s. Bd. I, S. 167].

Morydan [s. Bd. I, S. 190].

### Monat November 1751.

Wir wollen dieses Blatt mit dem ersten Gesange eines Gedichts anfüllen, dessen Vorwurf dem Dichter vielleicht am meisten den Beifall der Kenner wird müssen erwerben helfen. Er besingt die Religion. Sein Plan ist groß. \*)

Der Raum befiehlt uns, hier abzubrechen, welches um so viel ungezwungener geschieht, da der Dichter ohnedem, wie man aus dem Eingange sieht, auf einen neuen Gegenstand kommt. Wir versparen also den Rest bis in das Dezemberblatt.

\*) S. Bd. I, S. 151 unserer Ausgabe. D. S.

## Monat Dezember 1751.

### Reise der Unschuld nach der Insel Cythere.

Es ist eine beglückte Insel, unbekannt den blinden Sterblichen. Die Luft, die man daselbst atmet, ist allezeit rein und heiter; die Jahreszeiten sind daselbst nicht dem Wechsel unterworfen, welchem sie in unsrer Hemisphäre unterworfen sind; die Fläche der Wasser wird durch nichts als Zephyre in Bewegung gesetzt, und niemals hat das Herz der glücklichen Einwohner dieses schönen Aufenthalts die Stürme empfunden, welche die Heftigkeit der Leidenschaften und ausschweifenden Affekten erwecket. Die Unschuld, die Beherrscherin dieser angenehmsten Insel, hat ihren Thron nirgends als in den Herzen ihrer Unterthanen. Sie lieben ihre Regierung und wissen von keinem andern Vergnügen, als von dem Vergnügen, ihr getreu zu sein. Hier war es, wo die reizende Themire ihre glücklichen Tage in dem Schoße der Beherrscherin, deren Liebling sie war, zubrachte, als sich das Schicksal ihrentwegen erklärte und die Unschuld in die allerlebhafteste Unruhe versetzte. Sie hatte diesen Herren der Götter und Sterblichen wegen der Zukunft ihrer Geliebten um Rat gefragt. „Themire,“ erhielt sie zur Antwort, „muß nach Cythere gebracht und daselbst ihrer eignen Aufführung überlassen werden; ihr Glück oder Unglück hanget von ihrer Treue gegen dich ab.“ Die Unschuld seufzete; doch wenn das Schicksal einmal geredet hat, so ist es unmöglich, seine Aussprüche zu verändern. Zu allem Glücke hatte man der Unschuld nichts, in Ansehung dieser unglücklichen Reise ihrer Untergebenen, vorgeschrieben. Sie beschloß also, sie in ein Land zu begleiten, welches sie selbst nicht kannte, und sie, wenn es möglich wäre, wider alle Gefahr zu verteidigen, der sie etwan ausgesetzt werden möchte.

Themire, voller Vertrauen auf die Unschuld, deren Willen sie allezeit blindlings nachgekommen war, verließ ohne Widerwillen die glückliche Insel. Kaum waren sie an das Ufer eines Meeres gelangt, dessen Fläche ruhig scheint, welches aber gleichwohl durch unzählige Schiffbrüche bekannt ist, als sich die geschäftigen Bootsleute, sie nach Cythere überzubringen, anboten. Das Vergnügen, die Weichlichkeit, die Neugierde, die Gelegenheit führten sehr prächtige Schiffe, auf

welchen eine Menge Reisender Themiren die Hand boten, sie zur Ueberfahrt in ihrer Gesellschaft zu bewegen. Endlich kam ein ehrwürdiger Alte, welcher nichts als eine kleine Barke ohne Zieraten führte, und bot gleichfalls seine Dienste an; er nannte sich die Schuldigkeit, und die Unschuld, ohne sich bei der Unansehnlichkeit seines Schiffchens aufzuhalten, stand nicht einen Augenblick an, Themiren hineinsteigen zu lassen. „Es soll euch nicht gereuen, daß ihr mich vorgezogen habt,“ sagte der Alte zu ihnen; „ich kenne alle Klippen um Cythere herum, und kein einziger von denen, die mich zu ihrem Führer erwählt haben, ist unglücklich daselbst angelandet.“ „Wie kommt es aber,“ fragte ihn Themire, „daß dein Schiff so klein ist; kaum daß wir darinne Raum haben?“ „Es ist nur noch allzu groß,“ antwortete der Alte, „wenn man die wenige Anzahl der Reisenden bedenkt, die mich auf diesem gefährlichen Wege zu ihrem Leitsmanne nehmen.“ Indem er so redete, stieß die Barke gegen die Insel ganz sanft ab, der die prächtigen Schiffe folgten, welchen Themire den Vorzug würde gegeben haben, wann die Unschuld sie nicht zu dem Schlusse gebracht hätte, sich für die Schuldigkeit zu erklären. Doch gar bald lernte sie einsehen, wie vieler Gefahr sie ihre Folgsamkeit überhoben habe. Die Winde der Eifersucht, des Argwohns, der Unbeständigkeit fingen gewaltig an zu toben; und indem die kleine Barke an dem Ufer der Insel anlandete, scheiterten die andern Schiffe, nachdem sie lange genug der Wut der Wellen widerstanden hatten. Verschiedene von den Reisenden kamen um, ehe sie das Land erreichten, und die andern entkamen nicht anders als mit Verlust der reichen Edelsteine, die sie mitgebracht hatten.

Das ganze Ufer erscholl von dem Geschrei dieser Elenden. Der eine beweinte seine verlorne Ruhe, der andre seine Ehre, dieser seine Gesundheit und hundert andre Güter, deren Erzählung viel zu lang sein würde. Die Unschuld, welche des Schicksals dieser Unglücklichen wegen sehr bekümmert war, vergaß auf einen Augenblick ihre Untergebene, und dieser Augenblick war genug, Themiren zu verlieren. Dieses war der Wille der Götter, welcher dieses liebenswürdige Mägdchen auf die Probe stellen wollte, damit sie ihre Tugend in allen ihrem Glanze zeigen könnte. Sie hatte bei dem Eingange eines Lustwäldchens, welches nicht weit vom Ufer war, ein Kind ganz in Thränen gefunden, welches seine kleine Hände gegen sie ausstreckte und sie um Hilfe anzurufen schien

Themire ward vom Mitleiden durchdrungen und näherte sich ihm. Es zeigte ihr mit dem Finger einen Jüngling, welcher sich vergebens bemühte, einen Pfeil herauszuziehen, welcher ihm das Herz zu durchbohren schien. Themire wollte ihm ihn helfen herausziehen, kaum aber hatte sie diesen unglücklichen Pfeil angerührt, als sie sich selbst verwundet fühlte, und die gemeinschaftlichen Bemühungen, ihn herauszureißen, nutzten zu nichts, als ihn tiefer hineinzutreiben. Themire ward von einer Wehmut ergriffen, welche sie bisher nie empfunden hatte, schlug die Augen nieder und seufzete.

Der Unbekannte, welcher die Natur des Nebels, das ihn betroffen hatte, nicht besser kannte, sahe sie an und unterstund sich nicht, sein Stillschweigen zu brechen. Als einige Augenblicke in einer Art von Trunkenheit verflossen waren, erinnerte sich Themire, welche fühlte, daß ihr Herz zum erstenmal gerührt war, und vor den Seufzern erstaunte, welche ihr wider Willen entfuhr, auf einmal ihrer Königin.

„Ach, liebste Unschuld,“ rief sie aus, „wo bist du? Warum hast du mich verlassen, oder vielmehr durch welche Bezauberung habe ich mich entschließen können, mich von dir zu trennen?“ Als Themire diese Worte aussprach, vergoß sie einen Bach von Thränen. Lisidor (dieses war der Name des jungen Menschen, welchem sie hatte wollen zu Hilfe kommen) fiel auf seine Knie, trocknete ihre Thränen ab und beschwor sie, ihn zu lehren, was er thun müsse, um ihr ihre Ruhe wiederzugeben. „Mir geht es ebenso,“ antwortete Themire. „Ich habe meine Gesellschafterin, meine liebste Unschuld, verloren. Ich kann ohne dieselbe nicht glücklich sein, und ich will alle meine Kräfte daran wenden, sie wiederzufinden.“ „Ach, schöne Themire,“ versetzte Lisidor, „kannst du denn das Vergnügen, welches ich schmecke, indem ich dich sehe, nicht teilen? Ich habe so wie du alles verloren, da ich an dieser Insel angelandet bin; aber ein einziger Blick von dir ersetzt meinen Verlust, und ich kenne weiter kein Gut mehr, als dieses, daß ich dich anbede, daß ich dir es sage und daß ich sehe, daß du meine Flamme mit mir theilest. Vergiß die Gespielin, deren Andenken unsre Glückseligkeit vergiftet. Ich habe deine Zärtlichkeit gegen mich aus deinen Augen gelesen. Ueberlaß dich derselben ganz und gar; laß uns einsam in diesen Gebüsch den übrigen Teil der Sterblichen vergessen!“ „Was schlägst du mir vor?“ antwortete ihm Themire. „Ich kann mich nicht verstellen;

ich fühle, daß ich dich mehr liebe, als mich selbst, daß ich dich zeitlebens lieben werde; aber diese Liebe wird niemals die Treue wankend machen, welche ich meiner Königin schuldig bin. Unser Glück kann nicht vollkommen sein, wenn ich sie verlasse. Erlaube, daß ich sie suche; wir wollen den Göttern die Sorge, einander wiederzusehen, überlassen." „Du willst mich verlassen, Themire?" antwortete ihr Lisidor zärtlich; „du willst also meinen Tod? Warum wollen wir diese Gespielin, welche dir so lieb ist, nicht mit einander suchen?" „Ach, Lisidor!" versetzte Themire, „mein Herz sagt mir, daß wir sie beide mit einander nicht finden werden." Als sie dieses gesagt hatte, verließ sie ihren Liebhaber und suchte mit der größten Unruhe die Unschuld, welche seit dem Augenblicke, da sie sie aus dem Gesicht verloren hatte, sie ihrerseits vergebens suchte.

Amor empfand ein böshafte Vergnügen über die Unruhe der Unschuld. Sie hatten sich seit langer Zeit entzweit; aber der Gott von Cythere suchte sie wieder zu versöhnen. Er ging zu seiner Feindin, stellte sich, als ob er die Ursache ihrer Reize nicht wüßte, und fragte sie: „Was hat dich denn hieher gebracht? Ich habe dich so lange Zeit nicht gesehen, daß ich dich kaum mehr kenne." „Kannst du dich noch deswegen beklagen? Unbeständiger!" versetzte die Unschuld. „Konnte ich mich seit dem verhaßten Augenblicke, da du mir das Kunststück, die Buhlerei und die Wollust zu Mitbuhlerinnen gegeben, entschließen, wieder in deinem Reiche zu erscheinen? Erinnerere dich derjenigen glücklichen Tage, da wir mit einander über die Herzen regierten, und gestehe, daß du seit dem Augenblicke deinen Ruhm verloren, da du mich verlassen hast!" „Ich will mich nicht zu rechtfertigen suchen," antwortete Amor; „aber gibt es kein Mittel wider dieses Uebel? und könnten wir nicht durch eine aufrichtige Versöhnung alles das Uebel wieder gut machen, welches unsere Scheidung unter den Sterblichen verursacht hat? Wenn du mir vergeben willst, so sollen dich die feierlichsten Eide von meiner Beständigkeit versichern." „Kann man sich auf Amors Eidschwüre verlassen?" antwortete die Unschuld; „und ist eine bloße Entschuldigung genug, alles Böse, welches du mir verursacht hast, wieder gut zu machen? Wie viel Herzen, in welchen ich unumschränkt herrschte, hast du nicht geraubt! Eben heute ist mir meine geliebte Schülerin durch deine Kunststücke entwendet worden." „Sachte, Madame," unterbrach sie

Amor; das ist eine von deinen gewöhnlichen Ungerechtigkeiten; du steckst in deinem Vorurteil. Wie oft haben nicht die Eitelkeit, der Vorteil und die Eifersucht meinen Namen geborget, um dir deine Schülerinnen zu rauben! Glaubst du denn wirklich, daß es die Liebe ist, welche die meisten Vereinigungen stiftet, über welche du seufzest? Ich wollte eine Erläuterung vermeiden und war so gut, mich für schuldig zu erklären, um desto geschwinder Vergebung von dir zu erlangen; aber ich sehe wohl, daß ich mich förmlich rechtfertigen muß. Du machtest Staat auf die junge Chloe, und du zogst wider mich los, als sie einen Liebsten nahm. An den Plutus hättest du dich deswegen machen sollen. Ich hatte gar nichts mit dem Handel zu thun, welchen sie mit einem Generalpächter schloß, und sein Gold machte diejenige Wunde, welche du meinen Pfeilen zuschriebest. Die junge Elise, welche, seitdem sie dich verlassen, ihre Liebhaber viermal verändert hat, hat mich nie gekannt. Bloß das Verlangen, den Vorzug vor Climenen zu haben, welche sie für nicht so schön hielt als sich, hat gemacht, daß sie dich verlassen, damit sie um sich einen zahlreichen Hofstaat sehen möchte. Ich könnte dir noch tausend andere Exempel von deiner Ungerechtigkeit gegen mich anführen; aber ich habe dir es gesagt, ich will mich mit dir versöhnen. Was sehest du für einen Preis auf die Vergebung, um welche ich dich bitte?" „Du mißbrauchest vielleicht meine Aufrichtigkeit," antwortete ihm die Unschuld; „doch will ich mich noch einmal deiner Leichtsinigkeit aussetzen. Setze meine Ehre auf feste Gründe und mache, daß diejenigen, welche durch Lieben mein Reich verlassen haben, der Verachtung derjenigen Liebhaber ausgesetzt sein, welche sie mir vorgezogen haben; und auf diese Art will ich das Vergangene vergessen." „Und ich," versetzte Amor, „steh' für das Künftige. Jede Vereinigung, welche nicht auf das Künftige gegründet sein wird, soll von keiner Dauer sein, und man wird aus der Unbeständigkeit der Liebhaber die Klugheit der Schönen auf das sicherste erkennen. Wir wollen mit Themiren den Anfang machen. Ich verhehle dir es nicht, sie ist bei einem Liebhaber allein gewesen. Ich will sie einer großen Versuchung aussetzen, und du wirst sehen, ohne daran zweifeln zu können, ob Themire deiner noch würdig ist."

In dem Augenblicke versammelte Amor die unzählbaren Schönheiten, mit welchen seine Insel angefüllt ist. Er teilte unter dieselben diejenigen verführerischen Annehmlichkeiten aus,

welche noch mächtiger sind als die Schönheit. Er befiehlt den Zephyren, die Themire und den Lisidor mitten unter diesen schönen Trupp zu führen. Themire sieht endlich diesen Liebhaber wieder, von welchem sie so ungern geflohen war; da sie aber einzig und allein von der Unschuld eingenommen ist, so will sie auf sie zu und will sich in ihre Arme werfen. „Halt!“ sagte die Unschuld zu ihr, „die Beständigkeit des Lisidor wird mich lehren, ob du noch meiner würdig bist.“ Themire erwartet bestürzt und zitternd den Befehl der Unschuld, und ob sie gleich überzeugt war, daß sie nichts zu befürchten hätte, so konnte sie doch kaum wieder zu sich selbst kommen. Lisidor schien anfangs bei dem Anblicke der Schönheiten, welche sich ihm zeigten, geblendet zu sein. Er durchlief sie mit begierigen Augen; aber nach einer kurzen Prüfung warf er sich Themiren zu Füßen und schwur ihr eine ewige Beständigkeit.

Seit demselben Tage hatte Amor seine Verbindlichkeiten niemals aus der Acht gelassen. Ein Liebhaber, welcher genug hat, wird ein flüchtiger Liebhaber, und dieser Gott hebt die Annehmlichkeiten der Beständigkeit nur für diejenigen auf, welche niemals die Unschuld von der Liebe trennen.

Der Herrmann und der Nimrod würden in diesen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn sie nicht der unbekannte Verfasser folgendes Schreibens seiner Aufmerksamkeit und Geduld gewürdiget hätte.

„Mein Herr.

„Sie sind sehr unachtsam auf die merkwürdigsten Begebenheiten im Reiche des Witzes. Sie haben Ihren Lesern noch gar nichts von den neuen Lichtern erzählt, welche diesem Reiche in der letztverwichenen Michaelsmesse aufgegangen sind. Haben Sie denn den Herrmann und den Nimrod noch nicht gelesen? Oder haben Sie denn nicht wenigstens die Vorrede des Vormunds des guten Geschmacks in Deutschland durchgelaufen, welche derselbe dem erstern vorgesezet hat? Da würden Sie gefunden haben, daß es nunmehr mit dem deutschen Witze aufs höchste gekommen ist und daß, wenn die Ausländer auch zehn Henriaden aufzuweisen hätten, wir Deutsche ihnen doch nunmehr beherzt unter die Augen treten und ihnen dieses Heldengedicht selbst zum Muster ihrer künftigen Werke dieser Art vorlegen könnten. Warum haben Sie denn Deutsch-

land zu diesem längst vergebens gewünschten Zeitpunkt noch nicht Glück gewünscht? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie ein Franzose sind, welcher vor allen Meisterstücken des deutschen Witzes Augen und Ohren verschließet, um nur das bißchen Ehre seiner witzigen Landsleute noch in Ansehen zu erhalten. Da wir längst den Ausländern in allen Arten von Gedichten Troß bieten konnten, so fehlte es uns nur noch an einem Heldengedichte; und siehe, das haben wir nun, gottlob! an dem Herrmann, wie der Titel desselben klärlich ausweist. Kommen Sie mir ja nicht mit dem Messias und sagen Sie etwan, daß dieses auch ein Heldengedicht sei! In der Schweiz und in den derselben inkorporierten Landen kann er allenfalls dafür gelten; aber in Deutschland hat er das Diploma noch nicht erhalten; und ist es zu dessen Beweise nicht genug, daß ihn noch kein G. . . dafür erkennet? Siehe den Wurm samen, den ersten Gesang. Es ist also gewiß, daß nunmehr der leere Raum in der deutschen Dichtkunst durch diejenige hochfreiherrliche Feder glücklich ausgefüllt worden, welche uns den Herrmann in den so natürlich fließenden trochäischen Versen, in zwölf Büchern, wie Virgil seine Aeneis, geliefert hat.

„Aber zu gleicher Zeit erschien auch noch ein anderes Heldengedicht, der Nimrod des Herrn Raumann, welcher schon über zehn Jahr auf die Presse gewartet hatte. Welch ein Reichthum eines poetischen Witzes wird nicht dazu erfordert, von einem Helden, von welchem uns alle Geschichte weiter nichts erzählt, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu schreiben! Zu was für schönen Episoden hat nicht dieser Mangel in der Geschichte dem Dichter Gelegenheit gegeben, welcher die Aufmerksamkeit des Lesers bald mit einem toten und wieder auferweckten Pferde, bald mit dem noch vor der Sündflut im Gebrauch gewesenem groben Geschütz, bald von dem Taubenschlage eines glückseligen Schäfers, bald von der Kapelle des Nimrod, bald von dessen Hofnarren, welcher seinen hölzernen Säbel auf der rechten Seite stecken hat, und mit tausend andern belustigenden Erdichtungen unterhält! Der Dichter hat seinem Witze völlig den Lauf gelassen und sich mit den Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameters ohne Füße erwählet, an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht öfters Oktameters und Pentameters hätte sollen mit unterlaufen lassen. Ich schäme mich, mein

Herr, daß ich Ihnen Neuigkeiten aus dem Reiche des Wizes erzählen soll, welche Sie Ihren Lesern zuerst hätten erzählen sollen.

„Dahin gehöret auch die neueste und letzte Ausgabe der kritischen Dichtkunst des berühmten Hrn. Prof. Gottscheds. Ja, mein Herr, dieses ist die allerletzte Ausgabe, oder vielmehr die letzte Umgießung derselben. Herr Gottsched hat dieses selbst feierlich versichert. Er hatte in den bisherigen Ausgaben so vieles weggenommen, hinzugesetzt und verändert, und doch wußte er selbst nicht, woran es doch liegen müßte, daß sie noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich besann er sich, daß es in derselben noch an Anweisungen zu Sechstinnen, Ringelreimen, Madrigalen und andern dergleichen poetischen Marzipanen fehlte. Diesen Mangel nun hat er in dieser neuen Ausgabe sorgfältig ersetzt und dadurch alles geleistet, was man noch von einer Gottschedischen Dichtkunst verlangen konnte. Ich bin zc.“

P.

S.

#### Das Ebenbild. Eine Fabel des La Motte.

Die Welt ist voll falscher Beurteiler. Man zeige ihnen ein gutes Stück: ihre unwissende Kühnheit schreibt es kraft ihres Ansehens einem Stümper zu. Sie finden darinne weder Geschmack, noch Stärke, noch Richtigkeit. Es mißfällt ihnen bald hier, bald dort etwas. Sie schimpfen und verdammen alles im Namen der neun Mufen. Ach, meine Herren, das thut der Stolz, und nicht der feine Geschmack. Nur eure Unwissenheit, ihr sogenannten Kenner, ist schuld daran.

Ein gewisser Mensch wollte sich malen lassen. Ein jeder will einmal in seinem Leben gemalt sein. Es ist der Eigenliebe eigentümlich, daß sie Ebenbilder liebt. Diese Kunst, welche uns abmalet, scheint uns auch zu vervielfältigen. Das ist nicht unsere einzige Thorheit. Als das Ebenbild fertig war, wollte unser Mann das Urtheil seiner Freunde, in der Malerei erfahrner Leute, darüber vernehmen. „Betrachtet es,“ sagte er, „und seht, ob ich getroffen bin, und ob es meine Gestalt ist.“ „Gut,“ sagte der eine, „man hat Euch schwarz gemalt, und Ihr seid doch weiß.“ Der andere sprach: „Was für ein verdrehtes Maul!“ „Die Nase steht nicht am rechten Orte,“ setzte ein dritter hinzu. „Ich möchte wohl wissen, ob Ihr solche kleine und finstre Augen habt? Und wozu dienen denn diese Schatten? Kurz, Ihr seid es nicht,

es muß ganz anders gemallet werden.“ Der Maler schreit vergebens dawider; umsonst ärgert er sich. Auf diesen Rat- schluß muß er wieder anfangen zu malen. Er arbeitet und verbessert, es gelingt nach seinen genommenen Maßregeln, und er wollte diesmal sein ganzes Vermögen drauf setzen, daß es vollkommen getroffen wäre. Die Kenner werden wieder zusammenberufen, und sie verdammen noch einmal das ganze Stück. „Das Gesicht,“ heißt es, „ist zu lang, die Backen sind eingefallen, die Haut ist runzlicht, Ihr seid schmutzig und wie ein Mann von sechzig Jahren gemalt; und, ohne Schmeichelei, Ihr seid jung und schön.“ „Nun gut,“ sagte der Maler, „ich muß es noch einmal machen. Ich verspreche es euch recht zu machen, oder ich will meinen Pinsel darüber verbrennen.“ Als die Kenner weg waren, sagte der Maler zu dem, der sich malen ließ: „Wenn ich Eure Freunde bei ihrem rechten Namen nennen darf, so sage ich Euch, daß sie privilegierte Unwissende sind; und wenn Ihr erlauben wollt, so will ich sie morgen ertappen. Ich will ebenso ein Bild, aber ohne Kopf, malen, und an dessen Stelle sollt Ihr Euren Kopf hinhalten. Laßt sie morgen wieder kommen; es soll alles fertig sein.“ „Ich bin es zufrieden,“ antwortete jener. „Lebt wohl, bis auf morgen!“ Der Schwarm dieser Kunst- verständigen versammelte sich den Tag darauf wieder. Der Maler zeigte ihnen das Bild ein wenig von ferne und sagte: „Nun, gefällt euch dieses besser? Was dünkt euch? Wenigstens habe ich den Kopf von neuem mit großem Fleiße gemallet.“ „Warum laßt Ihr uns wieder rufen?“ sagten diese. „Warum zeigt Ihr uns diesen unausgearbeiteten Entwurf noch einmal? Wenn wir es aufrichtig sagen sollen, er ist es ganz und gar nicht; Ihr habt es noch schlimmer gemacht.“ „Ihr irret euch, meine Herren,“ sprach der Kopf; „ich bin es selbst.“

Bei den itzigen Lustbarkeiten, an welchen das Theater den meisten Teil nimmt, wird es nicht unrecht sein, dem Leser einige theatralische Anekdoten aus Paris zu erzählen.

Bechantre hatte in einem Wirtshause auf dem Tische einen Zettel liegen lassen, auf welchem einige Ziffern und über denselben die Worte stunden: Hier soll der König ermordet werden. Der Wirt, welcher sich schon über die Mienen und über die Zerstreung dieses Poeten Gedanken gemacht hatte, hielt es für seine Schuldigkeit, diesen Zettel

zu dem Quartierkommissar zu tragen, welcher ihm sagte, er solle, wenn der Unbekannte wieder zu ihm zu Tische käme, ihm ja davon Nachricht geben. Pechantre kam wirklich einige Tage darauf wieder, und kaum hatte er angefangen zu essen, so sah er sich mit einer Menge Gästher umgeben. Der Kommissar zeigte ihm sein Papier, um ihn von seinem Verbrechen zu überführen. „Ach, mein Herr,“ sagte der Poet, „wie froh bin ich, daß ich meinen Zettel wieder habe! Ich suche ihn schon etliche Tage. Das ist der Auftritt, in welchen ich den Tod des Nero in einem Trauerspiele, an welchem ich arbeite, bringen will.“ Der Kommissar schickte seine Gästher wieder nach Hause, und einige Zeit darauf ließ Pechantre sein Trauerspiel aufführen.

Der Komödiant Montfleury griff sich einmal so an, da er in der Andromacha die Wut des Orestes vorstellte, daß er krank ward und starb. So hatte auch die Mariamne des Tristan dem Mondory den Tod verursacht. Daher pflegte man zu sagen, daß künftig kein Poet mehr sein würde, welcher nicht würde die Ehre haben wollen, in seinem Leben einen Komödianten ums Leben zu bringen.

Timokrates, das Trauerspiel des Thomas Corneille, ward 80mal hinter einander vor einer großen Menge Zuschauer aufgeführt, welche es beständig wieder gespielt haben wollten. Die Komödianten wurden müde, es zu spielen. Einer von ihnen trat einmal vorn vor auf dem Theater und sagte: „Meine Herren, Sie werden nicht müde, den Timokrates zu sehen; wir aber sind müde, ihn zu spielen. Wir befürchten, wir werden unsere andern Stücke vergessen. Lassen Sie ihn uns doch nicht mehr spielen!“ Hierauf ward er nicht mehr wiederholt und auch niemals wieder gespielt.

La Fontaine war bei der ersten Vorstellung seiner Oper Asträa in einer Loge hinter einigen Damen, welche ihn nicht kannten. Fast bei allen Stellen schrie er: „Das ist abscheulich!“ Die Damen wurden müde, immer einerlei zu hören, und sagten zu ihm: „Mein Herr, das ist nicht so schlecht. Der Verfasser ist ein wichtiger Kopf. Es ist der Herr de La Fontaine.“ „Ach, meine Damen,“ versetzte er, ohne sich was merken zu lassen, „das Stück taugt nichts. Dieser La Fontaine ist ein dummer Kerl. Ich bin es.“

Als Racine den Brunet sagen hörte: „Meine Herren, das ist das Theater des Herrn Dancourt,“ erwiderte er: „Sage vielmehr sein Schafott, sage vielmehr sein Schafott!“

Der Komödiant Chamesle starb, als er aus dem Kloster der Cordeliers kam, wo er zwei Seelenmessen, eine für seine Mutter und eine für seine Frau, hatte lesen lassen. Für diese zwei Messen gab er dem Küster 30 Sols, welcher ihm 10 wiedergeben wollte. Chamesle aber sagte zu ihm: „Die dritte soll für mich, ich will sie eben hören gehen.“ Als er aus der Kirche ging, setzte er sich auf eine Bank bei der Thür der Allianz, welches ein Wirtshaus neben dem Komödienhause ist, wo er ein wenig mit seinen Kameraden plauderte. Als er zu dem einen sagte: „Wir wollen heute zu Mittag mit einander essen,“ starb er.

In der Fastenzeit 1721 ward das Trauerspiel des de La Motte, Die Makkabäer, aufgeführt. Bei der Vorstellung desselben war dieses etwas Besonders, daß der alte Baron die Rolle eines Kindes, in der Kappe und in herabhängenden Kinderärmeln, vollkommen gut spielte, ob er gleich damals 70 Jahr alt war.

Der Gebrauch, allezeit ein Nachspiel nach den neuen Stücken aufzuführen, ist erst 1722 aufgekommen. Man spielte vor dieser Zeit die neuen Komödien allein und begleitete sie erst, wenn sie 8 bis 10 mal waren vorgestellet worden, mit Nachspielen. Man glaubte alsdenn, daß das Stück anfinde, weniger zu gefallen. Diesen zuweilen ungegründeten Vorurteilen zuvorzukommen, ließ der Herr de La Motte gleich bei der ersten Vorstellung seines Trauerspiels Romulus ein Nachspiel aufführen. Diesem Exempel haben hernach andere Komödienschreiber gefolgt, und sie wünschten alle, daß dieser Gebrauch möchte eingeführet werden; aber niemand wollte den Anfang machen, aus Furcht, es möchte den Zuschauern gleich bei der ersten Vorstellung ihrer Stücke ein übler Begriff von denselben gemacht werden.

Bis hieher die Anekdoten. Wir wollen denselben noch eine kurze Nachricht von dem Ursprunge des französischen Theaters beifügen.

Nichts ist ungewisser als der Ursprung der französischen Schauspiele und theatralischen Stücke, und man kann fast nicht anders als mutmaßlich davon reden. Man findet keine Spur davon in der ersten und zweiten Linie der Könige von Frankreich. Man weiß nur, daß unter der dritten Linie derselben Constantia aus der Provence, Roberts Gemahlin, Gaukler und Pantomimen nach Paris kommen ließ. Hier muß man also die Epoche der ersten Parisischen Komödianten bestimmen,

und doch kann man noch nichts Zuverlässiges davon sagen. Man bekommt hierinnen eher kein kläreres Licht, als unter der Regierung Karls V. oder zu Anfang der Regierung Karls VI.

Frankreich hat den Ursprung seiner dramatischen Gedichte der Andacht der Herren Paters zu danken. Der größte Nutzen, welchen sie vielleicht in der Welt gestiftet haben. Wenn man den meisten Schriftstellern, welche hievon Nachricht gegeben haben, glauben soll, so erwählten sie dazu die Geheimnisse ihrer Religion, die Jungfrau Maria und die Heiligen, und machten daraus den Gegenstand des Vergnügens und der Erbauung des Volks.

Man weiß, daß unterschiedene Bürger in Paris aus einer Art von Andacht unter einander eine Gesellschaft zu Erbauung eines Theaters errichteten, um auf demselben Stücke von andächtigen Inhalte und besonders das Geheimnis des Leidens Christi vorzustellen. Sie wählten hierzu die Vorstadt St. Maur diesseits Vincennes. Dasselbst errichteten sie ein Theater und stellten auf demselben das Leiden Christi vor. Sie mußten anfangs einige Widersprüche von dem Prevot der Kaufleute erdulden; als sie aber vor dem Könige einige Stück, welche ihm gefielen, vorgestellet hatten, so erteilte er ihnen im Jahre 1402 in einem Patent die Freiheit, sich ordentlich zu setzen. Diese Bürger, welche sich Brüder des Leidens Christi nannten, errichteten ihr Theater auf dem Saal des Hospitals der Dreieinigkeith in der Straße St. Denis, worauf sie verschiedene Geheimnisse des Alten und Neuen Testaments und einige aus dem Leben der Heiligen vorstellten.

Dieses erste Theater behielt fast 150 Jahre ebendieselbe Einrichtung. Aber man ward endlich diese allzu ernsthaften Schauspiele überdrüssig. Auf die Geheimnisse folgten moralische Handlungen, auf die moralischen Handlungen lustige Stücke, auf die lustigen Stücke Narrenpossen, oder vielmehr man machte aus allem diesem halb ernsthafte, halb possierliche Stücke, an welchen sich das Publikum ärgerte. Man nahm ihnen ihr Theater, und das Haus zur Dreieinigkeith ward wieder ein Hospital, welches es bei seiner Anlegung hatte sein sollen.

Im Jahre 1548 verließ diese Gesellschaft diesen Ort, und da sie sich viel verdienet hatte, so kaufte sie den alten Palast der Herzoge von Bourgogne, welcher nur noch in einem Mauerwerk bestund. Sie ließ daselbst einen Saal, ein Theater und die andern Gebäude bauen, welche man noch izo sieht. Das Parlament erlaubte ihr, sich daselbst zu setzen, doch mit

der Bedingung, daß sie lauter weltliche, erlaubte und ehrbare Stück spielen sollte.

Die Brüder des Leidens Christi, welche Profession von der Gottseligkeit machten, konnten sich lange Zeit nicht zu weltlichen Stücken bequemen, und 40 Jahre hernach, nämlich 1588, überließen sie ihr Theater zur Miete einem Trupp französischer Komödianten, welcher sich damals mit Erlaubnis des Königs zusammenthat. Die Stücke, welche man damals spielte, waren schon ein wenig erträglicher als die Stücke der Brüder des Leidens Christi. Der Geschmack ward allmählich mehr ausgebreitet und gereinigt. Die unter Ludwig XI. erfundene Buchdruckerkunst und die unter Franciscus I. wieder hergestellten Wissenschaften hatten eine neue Laufbahn eröffnet. Die Bücher waren gemein geworden, man hatte Sprachen gelernet, man übersezte die Lust- und Trauerspiele der Alten; man wagte es sogar, aus diesen Schauspielen neue französische zu machen. Etienne Jodelle von Paris ist der erste unter den französischen Poeten, welcher Schauspiele in französischer Sprache verfertigt hat. Die Neuigkeit dieser Schauspiele machte den meisten Ruhm dieses Poeten aus. Von dem Jodelle bis zu dem Robert Garnier war der Fortgang der dramatischen Werke in Frankreich nicht sehr merklich. Dieser letztere war aus La Ferte Bernard in Maine gebürtig. Er bildete seinen Geschmack nach den Trauerspielen des Seneca. Er bemühte sich, diesen Dichter nachzuahmen, und es gelang ihm völlig. Von seiner Zeit an bis zum Alexander Hardy erlangte die dramatische Poesie eine neue Vollkommenheit. Dieser lebte zu Anfange des 17. Jahrhunderts und war aus Paris gebürtig. Vor dem Corneille hielt man ihn für den berühmtesten theatralischen Schriftsteller. Seine Arbeit ward ihm überaus leicht, und kein Poet hat eine so große Menge Trauerspiele gemacht als er. Er lieferte den Komödianten jährlich auf sechs Trauerspiele; aber seine Verse sind rauh und seine Ausarbeitungen finster und ernsthaft. Von dem Hardy an bis zu dem Corneille ist die Veränderung des französischen Theaters merklicher; aber Corneille und Molière haben es zu derjenigen Größe erhoben, welche Racine und Regnard unterstützt haben, und welche noch izo durch die Werke der Herren Crebillon, Voltaire, des Touches, La Chaussée und Boissy fort dauert.